

Buchwald
Kirchengeschichte

2

V.J.K.

Deutschlands Kirchengeschichte

für das evangelische Haus

Von

D. Georg Buchwald

Mit 254 Abbildungen im Text und 22 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck



Bielefeld und Leipzig

Verlag von Velhagen & Klasing

1904

Georg Preuss

Vorwort.

Es bedarf keines Nachweises, daß unser deutsches evangelisches Volk die Geschichte und damit die Bedeutung seiner Kirche viel zu wenig kennt, daß ihm aber gerade heutzutage diese Kenntniss doppelt nötig ist. Wohl besitzen wir manche treffliche Kirchengeschichte, die dem deutschen Hause dienen soll — es sei nur erinnert an die „Kirchengeschichte für das evangelische Haus“ von Baum und Geyer! Aber es fehlte eine gedrängte, schlichte und anschauliche Darstellung der Kirchengeschichte Deutschlands. Diesem Mangel versucht das vorliegende Buch abzuhelpfen.

Daß dasselbe vom evangelischen Standpunkt aus geschrieben ist, versteht sich von selbst. Der Verfasser hofft aber trotzdem auch der römischen Kirche gerecht geworden zu sein und wünscht von Herzen, daß das Buch auch in die Hände deutscher Katholiken gelange.

Der kirchlichen Literatur und Kunst ist, soweit der Rahmen des Ganzen es gestattete, ausführlichere Würdigung zuteil geworden.

Da das Buch nicht für Gelehrtenkreise, sondern für das evangelische Haus bestimmt ist, wurde von wissenschaftlichen Nachweisen abgesehen. Um den Text möglichst zu veranschaulichen, hat die Verlagsbandlung einen reichen Illustrations schmuck beigefügt.

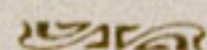
Aus der Reihe der vom Verfasser benutzten Werke sei in erster Linie und mit dem innigsten Danke Haucks in Wahrheit klassische „Kirchengeschichte Deutschlands“ hervorgehoben.

So möge denn das Buch hinausziehen, freundliche Aufnahme finden und dazu beitragen, daß unser deutsches Volk die Wahrheit, Kraft und Herrlichkeit seiner evangelischen Kirche erkenne, schätze und behaupte!

Leipzig, im September 1903.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.



Erster Hauptteil.

Der Übergang vom Heidentum zum Christentum.



Erster Abschnitt: Vor der Gründung der fränkischen Kirche.

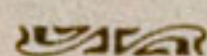
	Seite
1. Von der Religion unserer heidnischen Voreltern	1
2. Die ersten Berührungen deutscher Stämme mit dem Christentum auf außerdeutschem Boden	9
3. Römische Christen auf deutschem Boden	12

Zweiter Abschnitt: Die fränkische Landeskirche.

1. Die äußerliche Bekehrung der Franken	15
2. Die Arbeit der Kirche an den Franken	18
3. Der Anteil des Mönchtums an der Christianisierung der Franken	21
4. Die vom Frankenreiche aus getriebene Mission	25
5. Der Niedergang der Kirche im Frankenreich	29

Dritter Abschnitt: Bonifatius und seine Bedeutung für die deutsche Kirche.

1. Die ersten Berührungen der angelsächsischen Missionare mit dem Frankenreiche	31
2. Wynfriths Jugend und seine Arbeit in Thüringen und Hessen	33
3. Bonifatius' Wirksamkeit in der bayrischen und fränkischen Kirche	36
4. Bonifatius' Lebensende	41



Zweiter Hauptteil.

Das Mittelalter.



Erster Abschnitt: Die deutsche Kirche unter König Pipin und Karl dem Großen.

1. Unter König Pipin	43
2. Unter Karl dem Großen	47

Zweiter Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Ausgang der Karolinger.

1. Die Macht des Papsttums und das zerfallende Reich	77
2. Aus dem Leben der Kirche	80
3. Der „Christ“ und der „Heliand“	93
4. Deutsche Mission in Dänemark und Schweden	98

Dritter Abschnitt: Die deutsche Kirche in der Entwicklung zur selbständigen Nationalkirche.

1. Das bischöfliche Amt verwandelt sich in ein Fürstentum	100
2. Kaiser und Papst	105
3. Die Ausbreitung des Christentums	112
4. Aus dem geistigen Leben der deutschen Kirche im Zeitalter der Ottonen	117

Vierter Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Wormser Konkordat (1122).

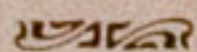
1. Das deutsche Königtum erreicht den Höhepunkt seiner Macht über die Kirche	123
2. Deutschland richtet das gefallene Papsttum wieder auf	126
3. Das Papsttum befreit sich von der Herrschaft des deutschen Königtums	128
4. Der Kampf zwischen Königtum und Papsttum	131
5. Von der Mission der deutschen Kirche im ersten Jahrhundert	140
6. Die kirchliche Kunst Deutschlands im ersten Jahrhundert	142
7. Die kirchliche Literatur des ersten Jahrhunderts	148

Fünfter Abschnitt: Die deutsche Kirche im Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen.

1. Kaisertum und Papsttum	151
2. Die Kreuzzüge	161
3. Die Ausbreitung des Christentums	168
4. Die Kirche und das Volk	171
5. Bettelorden	174
6. Die kirchliche Literatur	176
7. Die kirchliche Kunst	183

Sechster Abschnitt: Die deutsche Kirche bis zum Ausgang des Mittelalters.

1. Das Papsttum und sein Verhältnis zu Deutschland	192
2. Orden und kirchliche Vereinigungen	197
3. Die Kirche und das Volk	200
4. Die deutsche Mystik	210
5. Die Kirche und die Wissenschaft	217
6. Die kirchliche Literatur	226
7. Die kirchliche Kunst	236
8. Reformatorische Bestrebungen	254



Dritter Hauptteil.

Das Jahrhundert der Reformation.



Erster Abschnitt: Die Reformation und die Geschichte der evangelischen Kirche bis zum Religionsfrieden von Augsburg.

A. Der Reformator.

1. Des Reformators Werdegang bis zum Anschlag der 95 Thesen	273
2. Der Bruch mit der Kirche	281
3. Das Wartburgjahr	290
4. Der Aufbau des Neuen	294
5. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer	297

6. Des Reformators Mitarbeiter	Seite
7. Literarische Gegner Luthers	306
8. Luthers häusliches Leben	314
	315

B. Der äußere Gang der evangelischen Kirche.

1. Die Reichstage von Speyer	319
2. Das Religionsgespräch zu Marburg	325
3. Die Augsburger Konfession	329
4. Bis zum Tode Luthers	331
5. Das evangelische Deutschland	336
6. Der Schmalkaldische Krieg	341
7. Das Interim	346
8. Der Religionsfriede von Augsburg	350

Zweiter Abschnitt: Aus dem inneren Leben der evangelischen Kirche Deutschlands.

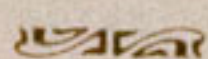
1. Die Feststellung des lutherischen Lehrbegriffs	352
2. Die reformierte Kirche Deutschlands	357
3. Die Kirchenverfassung	358
4. Die Kirche und das Volk	360

Dritter Abschnitt: Die Tätigkeit der römischen Kirche auf deutschem Boden.

1. Der Orden der Gesellschaft Jesu	364
2. Die deutsche Gegenreformation	367

Vierter Abschnitt: Kirchliche Kunst, Wissenschaft und Literatur.

1. Die kirchliche Kunst	370
2. Die theologische Wissenschaft	384
3. Die kirchliche Literatur	390



Vierter Hauptteil.

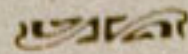
Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert.



Erster Abschnitt: Das Zeitalter des Pietismus.

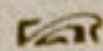
1. Der Dreißigjährige Krieg und seine nächsten Folgen	399
2. Lutherische und reformierte Kirche	413
3. Die lutherische Orthodorie	416
4. Die Vorläufer des Pietismus	417
5. Philipp Jakob Spener	424
6. August Hermann Francke	426
7. Zinzendorf und die Brüdergemeinde	431
8. Die Heidenmission	435
9. Deutschland eine Zufluchtsstätte für vertriebene Evangelische	437
10. Die evangelische Predigt	442
11. Das Kirchenlied	445
12. Die geistliche Musik	451
13. Gelehrte Theologen	454
14. Römische Erfolge und Hoffnungen	456

Zweiter Abschnitt: Das Zeitalter des Rationalismus.		Seite
		460
		466
1.	Die Aufklärung in Deutschland	471
2.	Die Aufklärung in der deutschen evangelischen Kirche	479
3.	Lebenszeugen und Propheten	483
4.	Die römische Kirche	
5.	Die Wendung	



Fünfter Hauptteil.

Das neunzehnte Jahrhundert.



Erster Abschnitt: Die innere Entwicklung der evangelischen Kirche.		
		493
		499
1.	Die Erneuerung	502
2.	Die Vermittlung	504
3.	Die Union	507
4.	Rückkehr zum Bekenntnis	509
5.	Gegner der Bekenntnistheologie	
6.	Evangelische Einigungsbestrebungen	

Zweiter Abschnitt: Die römische Kirche.		
		513
		516
1.	Freiere Richtungen in der römischen Kirche	522
2.	Die römische Kirche und der Staat	524
3.	Das Vatikanische Konzil und der Ultrakatholizismus	526
4.	Katholische Theologen und katholische Wissenschaft	527
5.	Rom und die evangelische Kirche	530
6.	Die Erneuerung des mittelalterlichen Aberglaubens	
7.	Ordens- und Vereinstätigkeit	

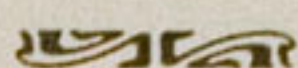
Dritter Abschnitt: Die Vereinstätigkeit der evangelischen Kirche.		
		532
		537
1.	Die innere Mission	541
2.	Die äußere Mission	544
3.	Der Gustav-Adolf-Verein	545
4.	Der lutherische Gotteskasten	547
5.	Der Evangelische Bund	
6.	Die evangelisch-soziale Bewegung und die evangelischen Arbeitervereine	

Vierter Abschnitt: Aus Wissenschaft und Praxis, Kunst und Literatur der evangelischen Kirche.		
		550
		555
1.	Berühmte Namen auf Katheder und Kanzel	559
2.	Aus der deutschen Dichtkunst	
3.	Malerei und bildende Künste	



Erster Hauptteil.

Der Übergang vom Heidentum zum Christentum.



Erster Abschnitt.

Vor der Gründung der fränkischen Kirche.



1. Von der Religion unserer heidnischen Voreltern.

Zwei Quellen sind es hauptsächlich, aus denen wir die Kenntniss der Religion unserer heidnischen Voreltern schöpfen, die „Germania“ des Tacitus und die „Edda“, eine Sammlung von Götter- und Heldenliedern, die in ihrer Form aus dem zehnten und elften Jahrhundert, in ihrem Stoffe aber aus dem germanischen Altertum stammen. Suchen wir aus diesen beiden Quellen uns eine Vorstellung von der Religion unserer Voreltern abzuleiten!

Am Anfang alles Seins stand unseren Ahnen nicht eine Gottheit oder mehrere Götter, sondern der ungeheure, leere Raum:

„Nicht brandet an sandigen Borden die See.
Da war unten kein Grund und oben kein Himmel,
Nur gähnender Abgrund, ohne Bewuchs.“

Am Nordende dieses Raumes bildete sich Niflheim (Nebelheim), das dunkle und kalte Land, am Südende Muspelheim (Flammenheim), das heiße und lichtdurchflutete Land. Aus geschmolzenem Reif von Niflheim und aus Glut von Muspelheim entstand ein Riese, Ymir mit Namen. Diesem entwuchsen unter dem Arme Sohn und Tochter. Mit dem Riesen zugleich aber war eine Kuh entstanden. Diese leckte aus salzigen Eisblöcken einen Mann hervor. Dessen Sohn nahm eines Riesen Tochter zur Frau. Deren Söhne hießen Odin, Wili und We, die drei obersten Götter. Der Riese Ymir ward von den Reifriesen, die von ihm abstammten, erschlagen. Aber sie

Abdruck und wörtliche Übersetzung des Anfanges der „Gudhrúnarkvidha fyrsta“ (Erstes Gudrunlied.)

Zeile 13—34 der nebenstehenden Seite der **Edda-Handschrift**, 12 Strophen, deren Verszeilen durch Striche abgeteilt sind (vgl. Simrock's Übersetzung der Edda S. 226 f.)

(Zeile 13.)	1. Ar var thatz Gudhrun	gordiz at deyja	er hon sat sorgfull	yfir
	Einst war(s) daß Gudrun	sich bereitete zu sterben,	als sie saß sorgenvoll	über
Sigurthi;	gerthit hon	hiufra ne hondom	sla ne	
Sigurd;	Nicht schickte sie sich an (zu) weinen	noch mit Händen (zu) schlagen	noch (zu)	
qveina um	sem konor adrar	(Zeile 15.) 2. Gengo	iarlar	alsnotrir
jammern darum	wie Frauen andere.	(Es) gingen Grafen (Farle)	überaus fluge	
fram	their er hardz hugar	hana lautto;	theygi Gudrun	grata matti,
daher,	die ihres harten Sinnes	sie abmahnten;	doch nicht Gudrun	(zu) weinen vermochte,
sva var hon mothug;	mundi hon springa.	(Zeile 17.) 3. Sato	itarar	
so sehr war sie schmerz bewegt;	meinte sie zu zerpringen.	(Es) saßen herrliche		
iarla bruthir	gulli bunar	fyr Gudruno,	hver sagdi theirra	sin
der Grafen Frauen	mit Gold geschmückt	vor Gudrun,	jede sagte von ihnen	ihren
of trega	than er bitrastan	um bethit hafdhi.	(Zeile 19.) 4. Tha quath	
übermäßigen Schmerz,	den sie als bittersten	erduldet hatte.	Da sprach	
Giaflaug	Giuca systir:	„mic veit ec a moldo	munarlausasta;	hefi ec fimm
Giaflog	Giufis Schwester:	„mich weiß ich auf Erden	als wonneloseste;	habe ich von fünf
vera	forspell bethit,	tveggia dötra,	thriggja systra	atta bröthra,
Männern	Verlust erduldet	(von) zwei Töchtern,	(von) drei Schwestern,	(von) acht Brüdern,
tho ec ein lifi.“	(Zeile 22.) 5. Theygi Gudhrun	grata matti	sva	
doch ich die einzige lebe.“	Doch nicht Gudrun	(zu) weinen vermochte,	so sehr	
var hon mothug	at maug daudhan	oc harthhuguth	um hrer	
war sie schmerz bewegt	um (den) Mann (den) Toten	und hartbekümmert	um die Leiche des	
fylcis. (Zeile 23.) 6. Tha quath that Herborg	Hunalandz drotning:	„hefi ec		
Herrschers.	Da sprach das Herburg	Hunnenlands Herrscherin:	„habe ich	
harthara	harm at segja;	minir siau synir	sunnanlanz	verr in atti
herberen	Harm zu sagen;	meine sieben Söhne	im Südlände,	der (Mann als) der achte,
i val fello.	(Zeile 25.) 7. Fathir oc mothir,	fiorir bröthr,	thau a	
(in) unter den geliebten fielen.	Den Vater und Mutter,	vier Brüder,	diese auf	
vagi vindr of lec,	barthi bara	vith borththili.		
dem Meere	der Wind darüberhin spielte,	es schlug die Welle	gegen die Schiffsplanken.	
(Zeile 26.) 8. Sialf scylda ec gaufga	sialf scylda ec gautva	sialf scylda ec haundla		
Selbst mußte ich schmücken,	selbst mußte ich bestatten,	selbst mußte ich besorgen		
herfor theirra;	that ec alt um beith	ein missere	sva at	
die Leichenbestattung derselben;	dieses ich alles erduldete	allein im Halbjahre,	(und) so daß	
mer mathr engi	munar leitathi.	(Zeile 29.) 9. Tha varth ec hapta	oc	
mir Mann (Mensch) kein	(des) Trostes erwies.	Da ward ich gefesselt	und	
hernuma	sams misseris	sithan vertha;	scylda ec screyta	
Kriegsgefangene	desselben Halbjahres	seitdem (später) (es) zu werden;	mußte ich schmücken	
oc scua binda	hersiss quan	hverjan morgin.	(Zeile 30.) 10. Hon egdi mer	
und Schuhe binden	des Centgrafen Frau	jeden Morgen.	Sie drohte mir	
af afbrythi	oc horthom mic	hauggom keyrthi;	fann ec husguma	hvergi in
aus Eifersucht	und mit harten mich	Hieben schlug;	fand ich Hausherrn	nirgend's noch
betra	enn husfreyjo	hvergi verri.“	(Zeile 32.) 11. Theygi Gudhrun	grata
besseren,	noch Hausfrau	nirgend's schlimmere.“	Doch nicht Gudrun	zu weinen
matti,	sva var hon mothug	at maug daudhan	oc harthhuguth	
vermochte,	so sehr war sie schmerz bewegt	um (den) Mann (den) Toten	und hartbekümmert	
um hrer fylcis.	(Zeile 33.) 12. Tha quath that Gullraund	Giuca dottir:		
um die Leiche des Herrschers.	Da sprach dies Gullrond	Giufis Tochter:		
„fa kantu	fostra	thott thu froth ser	[Seite II] ungo	
„schlecht kannst du (verstehst du),	Pflegemutter,	obchon du weise bist (seiest),	jungem	
vifi annspioll bera.“				
Weibe Trostrede bringen.“				

alle bis auf ein einziges Paar kamen um in dem unermesslichen Blutstrom, der aus Ymir's Wunden hervorquoll.

Den toten Leib des Riesen warfen die Götter in den weiten Raum und bildeten die Welt. Ymir's Blut ward das Wasser, sein Fleisch die Erde, seine Knochen die Berge, seine Zähne die Felsen, sein Gehirn das Gewölbe, sein Schädel das Himmelsgewölbe. Muspelheim's Feuerfunken mußten als Sonne, Mond und Sterne leuchten:

„Da sonnte den Saalbau das südliche Licht
Und der Grund ward von grünendem Gras überwachsen.
Die südliche Sonne gesellt dem Monde
Hemmt behende die himmlischen Rösse.“

Die ganze Natur, die Schöpfung und ihre Kräfte werden als Götter, Asen, gedacht. Drei derselben, Wotan, Hönir und Lofi, die Götter der Luft, des Meeres und des Feuers beleben den Menschen:

„Einst gingen auch drei vom Göttergeschlechte,
Hohe, huldvolle Hallenbeherrscher,
Und fanden am Strande, der Stärke noch ledig,
Asi und Embla, ohne Bestimmung.
Nicht Seele noch Sinn besaßen die Beiden,
Nicht Leben noch Blut noch Lebensfarbe:
Die Seele gab Wotan, den Sinn gab Hönir,
Das Leben, die Farbe gab Lofi dazu.“

„Aus brandendem Blut und gebräuntem Gebein“ Ymir's schufen die Asen die Zwerge. Über Asen und Menschen walten die Nornen, die Schicksalsgöttinnen,

„die schnitten nun Runen,
die legten nun Lose, die lenkten nun Leben,
die wußten das Schicksal den Wesen voraus.“

Tief unter der Erde befindet sich Niflhel, die Hölle, wo die Bösen ihre Strafe erleiden. In der Mitte zwischen Niflhel und der Erde ist Svartalfheim, wo Männer und Frauen, die den „Strohtod“, nicht den Tod der Helden auf blutiger Walstatt gestorben sind, zu freudlosem, stumpfem Sein sich sammeln. Auf der hohen Mitte der Erde, in Midgard, wohnen die Menschen, ringsum am tieferen Rande die Riesen. Hoch über Midgard erhebt sich Asgard. Dort haben in zwölf Hallen die Asen ihr Heim, die auf dem Regenbogen zur Erde herniedersteigen. Dort ist auch Valhalla. Dahin blickt hoffend der Held, der kampfesfroh auf der Walstatt das Leben läßt. Dort zieht er dann täglich zum Kampfe aus. Am Abend kehrt er zurück zu fröhlichem Gelage, bei dem die Walküren den Becher kredenzen.

Die Asen hatten ihr goldenes Zeitalter:

„Sie spielten im Hofe nur heiter ihr Spiel,
Noch gar nicht begierig der goldenen Güter.“

Aber im Verkehr untereinander und im Kampf mit den Riesen laden die Asen Schuld auf sich. Mit dem Wachsen der Schuld nimmt ihre Kraft ab.

Der Tag des Weltenbrandes, der Götterdämmerung naht. Eine völlige Verwilderung geht ihm voraus:

„Nun würgen sich Brüder und werden zu Mördern,
Geschwister sinnen auf Sippenverderb.
Die Gründe erschallen, der Giergeist fliegt:
Kein einziger Mann will des andern schonen, —
Beilzeit und Schwertzeit, brechende Schilde,
Sturmzeit und Wolfzeit vorm Sturze der Welt.“

Da bricht der Untergang herein. Sonne und Mond werden von Wölfen verschlungen. Vom Himmel fallen die Sterne. Die Erde erbebt. Auf dem Meere, das das Land überslutet, fährt von Morgen her ein Riese mit dem Totenschiffe Nagelfahr. Nun beginnt die „Götterdämmerung“. Riesen und Asen reiben sich im Kampfe auf:

„Alle Wesen müssen die Walstatt räumen:
die Sonne wird schwarz, in die See sinkt die Erde,
Vom Himmel stürzen die heiteren Sterne,
Zum lichtlosen Hochsitz lecket die Hitze,
Die lodernd den Nährer des Lebens verzehrt.“

Aber über der alten untergegangenen Welt steigt eine neue auf:

„Dann hebt sich die Erde zum anderen Male
In ewigem Grün aus dem Grunde der See;
Es schwindet die Flut unterm schwebenden Adler,
Der ruhig am Felsen nach Fischen jagt.“

In dem neuen Himmel leben frei von aller Schuld neue Götter, die Söhne der alten, an deren Spitze Einer steht:

„Denn es kommt ein Reicher zum Kreise der Rater,
Ein Starcker von oben beendet den Streit.
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles.
Bleiben soll ewig, was er gebot.“

Es sind Erinnerungen aus den Kindheitstagen der Menschheit, die uns hier entgegenfliegen, und ahnende Ausblicke der religiös tief angelegten Volksseele in die ferne Zukunft. Wer der „Starke von oben“ sein würde, das war die Frage an die kommenden Zeiten. Das Christentum hat die Antwort gegeben.

Schwerlich wird sich erweisen lassen, daß das, was hier in kurzen Zügen dargestellt ist, in allem der Gehalt der Religion unserer Vorfahren zu der Zeit gewesen ist, als das Heidentum vor dem Christentum zu weichen begann. Ein zuverlässiges, greifbares Bild gewährt uns die Darstellung des Tacitus.

Dieser berühmte römische Geschichtsschreiber (gestorben bald nach 117 n. Chr.) stand in stiller Trauer über die sittliche und religiöse Verkommenheit des eigenen Volkes bewundernd vor den Gestalten der Germanen mit den „trohigen blauen Augen, dem rötlich-blonden Haar, dem mächtigen Wuchs“. Unter ihnen herrscht noch strenge Sitte, da „lacht niemand des Lasters“. „Da lebt

das Weib von der Sittsamkeit geschirmt, unverdorben durch lüsterne Schauspiele oder verführerische Gelage. Geheimen Verkehr durch Briefe kennen Männer und Frauen gleich wenig. Ehebruch kommt in dem so zahlreichen Volke äußerst selten vor." Da ist noch selbstlose Gastfreundschaft zu finden. "Es gilt für Sünde, irgendwem, wer derselbe auch sei, die Tür zu verschließen. Jedermann nimmt ihn an dem nach Kräften besetzten Tische auf." Dort achtet man die Menschenwürde auch noch im Sklaven. "Jeder hat sein Gehöfte, sein Dach und Fach für sich. Der Herr legt ihm nur wie einem Lehnsmanne eine bestimmte Lieferung von Getreide, Vieh oder Gewändern auf." Ein leuchtendes Muster sind die Germanen in der Tapferkeit. "Steht man im Gefecht, so ist es Schande für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und Schande fürs Gefolge, dem Fürsten an Tapferkeit nicht gleichzukommen. Aber Ehrlosigkeit fürs ganze Leben und Schmach hat es zur Folge, den Fürsten überlebend vom Schlachtfelde heimzukehren."

Nicht ein idealisierendes Fantasiegebilde ist es, das Tacitus uns gezeichnet hat, sondern die Wirklichkeit, wie er sie geschaut oder aus guter Quelle vernommen. Darum verschweigt er auch die Fehler der Germanen nicht, insbesondere ihr tollkühnes Spielen, bei dem selbst die Freiheit preisgegeben wird, die Unpünktlichkeit, mit der der sich freiühlende Mann bei den Versammlungen erscheint, die Lust an Trinkgelagen: "Tag und Nacht fortzuzechen gilt niemand als Schande. Häufige, unter Trunkenen natürliche Streithändel führen selten zu Scheltworten, öfter zu Totschlag und Wunden," endlich die Trägheit: "Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie nicht viele Zeit mit Jagden, sondern meist in Untätigkeit hin, als Liebhaber des Schlafens und Essens. Gerade die tapfersten Krieger treiben gar nichts; die Sorge für Haus, Herd und Feld ist den Weibern, den Greisen und den Schwächsten des Hausstandes überlassen. Sie liegen auf fauler Haut. Ein wunderbarer Widerspruch in ihrem Wesen! Derselbe Mensch liebt so sehr den Müßiggang und haßt die Ruhe!" Es spricht ganz der Römer aus Tacitus, wenn er angesichts der Zerrissenheit und Zwietracht der germanischen Stämme den Wunsch ausspricht: "Möge diesen Völkern, wo nicht die Freundschaft mit uns, so doch wenigstens ihr Haß untereinander bleiben und haften! Denn jetzt, wo das Reich seinem Schicksal entgegengeht, kann uns kein größeres Glück mehr werden als der Feinde Zwietracht."

Auch über die Religion unserer Ahnen mußte Tacitus mancherlei zu berichten. Am höchsten unter den Göttern verehren sie Merkur (d. i. Wotan, Odhin), dem man an bestimmten Tagen Menschenopfer darbringt, während Herkules (d. i. Fro, die Frühlingsgottheit) und Mars (d. i. Donar) durch Tieropfer geehrt werden. Das Freiheitsgefühl der Germanen spricht sich auch in ihrer Religion aus. Was Leben und Tod, Freiheit und körperliche Strafen betrifft, so unterstellen sie sich keinem Menschen, nicht einmal dem König; nur die Priester haben hier zu entscheiden, und ihr Urteil wird nicht als ein Urteil des Königs, sondern Gottes angesehen. "In alten Liedern, ihren einzigen

Urkunden und Geschichtsdenkmälern, singen sie von einem Gotte Thuisfo, dem Sohn der Erde, und von dessen Sohn Mannus als den Urahnen und Stammvätern ihres Volkes." Nicht in Tempeln und in Bildern verehren die Germanen ihre Götter: „Es ist ihrem Begriffe von der Hoheit der Himmlischen zuwider, sie zwischen Mauern zu bannen oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen der Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, die einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart." In den heiligen Hainen bewahren sie ihre Bilder und Feldzeichen, die mit in den Kampf geführt werden. Tacitus erzählt von einem für besonders heilig angesehenen Haine der Semnonen, die zwischen Elbe und Oder wohnten: „Zu einer festgesetzten Zeit versammeln sich alle stammverwandten Völker, durch Abgeordnete vertreten, in einem durch der Väter Wahl und uralte Ehrfurcht geweihten Wald und beginnen einen Menschen für die Gesamtheit opfernd die grauenhafte Feier ihres barbarischen Götterdienstes." Jenen Wald darf niemand anders als in Fesseln zum Zeichen der Unterwürfigkeit der Gottheit gegenüber betreten. Wer niederfällt, darf nicht aufstehen, sondern muß sich auf dem Boden hinauszwälzen. Die Irmin-^Iful auf dem Harz, die Karl der Große zerstörte, „ein Baumstamm von nicht geringer Größe in die Höhe gerichtet", war wohl nicht ein Gözenbild, sondern sollte die Germanen erinnern an die Weltesche, die nach ihrer Anschauung ihre Zweige über das All ausbreitet und selbst über Walhalla spannt.

Von den Longobarden und anderen damals im Norden bis zur Ostsee wohnenden Stämmen weiß Tacitus als etwas besonders Bemerkenswerthes zu berichten, „daß sie Nerthus, die Mutter Erde, anbeten und von ihr glauben, sie erscheine auf Erden und besuche die Menschen. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Hain. In diesem steht ihr geweihter Wagen, mit einem Tuche bedeckt. Nur der Priester darf ihn berühren. Er merkt, wenn die Göttin im Heiligtum ist und begleitet unter stetem Gebete ihren von Rühen gezogenen Wagen. Das sind dann festliche Tage, und die Gegenden feiern, die die Göttin ihres Besuches und Weilens würdigt. Kein Krieg wird geführt, keine Waffe ergriffen, jede Wehr ist verschlossen. Nur Friede und Ruhe sind verbreitet und geschützt, bis die Göttin, des Verkehrs mit den Sterblichen satt, von demselben Priester in ihr Heiligtum zurückgeleitet wird. Sodann wird der Wagen, die Tücher und — wer's glauben will — die Göttin selbst in einem verborgenen See gewaschen. Den Dienst dabei verrichten Sklaven, die sogleich der See verschlingt. Darum waltet geheimes Grauen und heiliges Dunkel über einem Wesen, das nur Opfer des Todes sehen dürfen."

Hohe Achtung genießt die Frau, ja es ist eine „gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe," die der Germane ihr zuschreibt. „Man achtet ihren Rat, man horcht ihrem Ausspruch." Tacitus hat mit seinen eigenen Augen die Beleda gesehen, die „weit und breit als ein göttliches Wesen galt". Die Römer nahmen sie gefangen. Vespasian führte sie im Triumphzug durch Roms Straßen.

Weit verbreitet war die Meinung, aus Zeichen und Losen die Zukunft erfahren zu können. „Sie haben nur eine Art zu losen. Einen Zweig, den man von einem Fruchtbaum geschnitten, zerteilt man in kleine Späne, und nachdem man diese mit gewissen verschiedenen Zeichen versehen hat, streut man sie, ganz wie sie eben fallen wollen, auf ein weißes Tuch. Dann spricht bei einer öffentlichen Beratung der Priester, bei der Angelegenheit eines einzelnen der Hausvater ein Gebet, hebt unter Ausblick zum Himmel drei Späne nacheinander auf und gibt sodann aus den eingeschnittenen Zeichen die Deutung. Heißt es Nein, so gibt es für denselben Tag keine Beratung mehr über die schwebende Sache; heißt es Ja, so ist noch die Bestätigung durch Wahrzeichen erforderlich. Das ist nun wohl auch hier bekannt, durch Vogelgeschrei und Vogelflug Rat zu suchen. Aber eigentümlich ist dem Volksstamm, auch auf Weissagung durch Pferde zu achten. Weiße, durch keine irdische Arbeit entweihete Rosse werden auf Kosten der Gemeinde in jenen Hainen und Forsten gehalten. Diese werden an den heiligen Wagen gespannt. Der Priester und der König oder das Oberhaupt der Gemeinde begleiten sie und achten auf ihr Wiehern und Schnauben. Kein Vorzeichen sonst gilt als so zuverlässig, nicht allein bei dem gemeinen Volke, sondern auch bei den Vornehmen und bei den Priestern. Denn diese betrachten sich nur als Diener, jene aber als die Vertrauten der Gottheit. Auch noch eine andere Art haben sie, Vorzeichen zu beobachten, wodurch sich der Ausgang eines schweren Krieges vorher erkunden läßt. Einen Gefangenen von dem Volke, mit dem sie Krieg führen, lassen sie mit einem erlesenen Krieger des eigenen Stammes, jeden in seinen landesüblichen Waffen, sich messen. Der Sieg des einen oder des anderen wird als Vorbedeutung angesehen.

Es würde viel zu weit führen, hier den Aberglauben unserer Vorfahren schildern zu wollen, die die ganze Schöpfung von gespensterhaften Wesen erfüllt sahen. Da gibt es allerlei Dämonen, Nixen und Waldgeister. Einer Menge von Tieren und Pflanzen wohnen Zauberkräfte inne. Welch ein weites Feld für die Zauberei tat sich da auf! Noch sind uns zwei Zaubersprüche erhalten. Der eine sollte dazu dienen, die Fesseln eines Kriegsgefangenen zu sprengen, der andere, den verrenkten Fuß eines Pferdes zu heilen (Abb. 2).

Tiefe Wurzeln hat die Religion mit ihren Sitten und abergläubischen Gebräuchen in unserem Volk geschlagen. Kein Wunder, wenn mancherlei davon sich weit in die christlichen Jahrhunderte hinein erhielt. Luther hat uns in seinen Predigten über das erste Gebot ein treues Bild des heidnischen Aberglaubens seiner Zeit entworfen. Wohl ist sehr viel davon seitdem verloren gegangen. Trotzdem besitzen wir noch viel in den Reigenliedern unserer Kinder, in allerlei Sagen, in einer Menge von Redensarten und abergläubischen Gebräuchen. Manches erklärte die Kirche für verhängnisvoll, weil es den heidnischen Vorfahren als gut und segenbringend galt. So war der Freitag, benannt nach Freia, der jugendschönen Gattin Fros, der für die Hochzeit günstige Tag. Das Christentum erklärte ihn aber darum für ungünstig.

VEIHNAINAMUΨEIN. UIMKIΨINAI
 NASSIISΨEINS. YAIKΨAIYIAGA
 ΨEINS. SYEINHIMINAGRAHAA
 AIKΨAI. HAKIPIINSAKANAPHANASIN
 TEINANPIPIINSHIMHJAZA. GAH
 ABTUNSPKTEISKHANSSISAI
 MI. SYASYEIAHYEISAFKETAMΨAI
 SKHANHONSAKAIM. GAHNIKIR
 PAIBONSIKAI STONCAI. AKAN
 VEINSAFAMHANBIAIN. PNTG
 VEINAI STONANPAKAI. GAHMADE
 GAHYNAΨHINAIYINS. AMEN
 PNTG. SYEIAHYEISAFKETAMΨAI
 MISSASDINSIZE. AFKETIΨCAH
 IZYISATTAIZYAKSAPAKHIMINK
 IΨKBAINIAPATIPHANHANHIS
 SASDINSIZE. NIΨANATTAIZ
 YAKAFKETIΨMISSASDINSIZYA
 KAS. AΨANAPATIPHANHAIK
 NIΨSYASYEIAHYEISAFKETAMΨAI



Verkleinerte Nachbildung einer Seite des Codex Argenteus zu Upsala.
 Bruchstück von Bischof Ulfilas gotischer Bibelübersetzung (aus der Bergpredigt mit dem größten Teil
 des Vaterunsers) geschrieben im vierten Jahrhundert nach Christus.

Erklärungstafel zum gotischen Vaterunser.

	veihnai		namo	thein.	quimai	thiudi-
	geheiligt werde		Name	dein.	eß komme	König
	nassus		theins.		vairthai	vilja
	reich		dein.		eß werde	Wille
	theins.	sve	in	himina	jah	ana
	dein	wie	im	Himmel	auch	auf
	airthai.	Hlaif		unsarana	thana	sin-
	Erden.	Brot		unser	dieses	täg
	teinan	gif	uns	himma	daga.	Jah
	liches	gib	unß	diesen	Tag.	Und
	aflet	uns,	thatei	skulans		sijai-
	erlaß	unß,	daß	Schuldige		wir sei-
	ma.	svasve	jah	veis	afletam	thaim
	en.	ſowie	auch	wir	erlaſſen	diesen
	skulam		unsaraim.	Jah	ni	brig-
	Schuldigen		unseren.	Auch	nicht	brin-
	gais	uns	in	fraistubnjai.	ak	lau-
	ge	unß	in	Versuchung.	ſondern	lō-
	sei	uns	af	thamma	ubilin.	unte
	ſe	unß	von	diesem	Übel.	denn
	theina	ist	thiudangardi	jah		mahts
	dein	iſt	Herrschaft	und		Macht
	jah	vulthus	in	aivins.		amen.
	und	Herrlichkeit	in	Ewigkeit.		Amen.
md	Unte	jabai		afletith		mannam
	Denn	wenn		ihr erlaßt		Menschen
	missadedins		ize.	afletith		jah
	Missetaten		ihre	erläßt		auch
	izvis	atta	izvar	sa ufar		himinam.
	euch	Vater	euer	eben der		himmlische.
v. 15.	Ith	jabai	ni	afletith	mannam	mis-
	Aber	wenn	nicht	ihr erlaßt	Menschen	Mis-
	sadedins	ize	ni	thau	atta	iz-
	ſetaten	ihre,	auch nicht	etwa	Vater	eu-
	var	afletith		missadedins		izva-
	er	erläßt		Missetaten		eu-
m. e.	ros:	Aththan	bithe	fastait	ni	vair-
	er:	Aber	wenn	ihr fastet	auch nicht	wer-
	thaith	svasve	thai	liutans		gaurai
	det	wie	die	Heuchler		betrühte

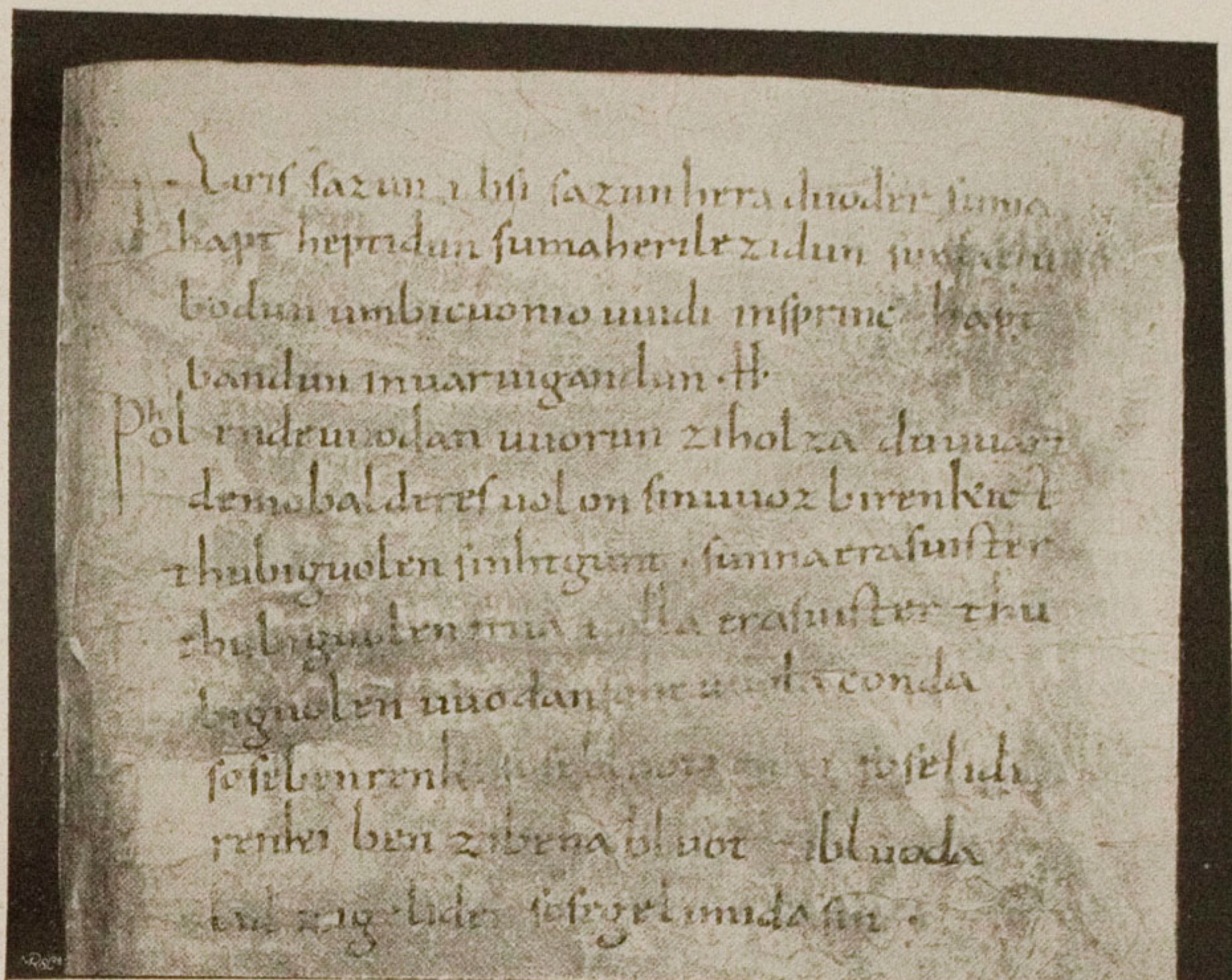


Abb. 2. Merseburger Zauberspruch.

Wie wenig Hochzeiten werden noch heute am Freitag gefeiert! In den Namen fast sämtlicher Tage der Woche pflanzt sich die Erinnerung an die Götter unserer Vorfahren fort. Drei Tage tragen ihren Namen von Sonne und Mond. Zio, d. h. der Glänzende, die älteste germanische Gottheit, der später hinter Donar zurücktrat — in dem Worte steckt der alte indogermanische Name für Gott, lateinisch deus — gab dem Dienstag, früher Ziestag heißen, Donar dem Donnerstag seinen Namen. Der Mittwoch als Wotanstag ging uns verloren, hat seinen Namen aber in der englischen Sprache als Wednesday behauptet.



2. Die ersten Verührungen deutscher Stämme mit dem Christentum auf außerdeutschem Boden.

Es besteht ein tiefer, inniger Zusammenhang zwischen dem Apostel Paulus und der deutschen Reformation. Aus den Briefen Pauli, insbesondere aus dem Römerbrief hat Luther seine grundlegenden Gedanken, die Rechtfertigung aus Gnaden um Jesu Christi willen allein durch den Glauben geschöpft, die er als sein Panier römischer Werkgerechtigkeit und Heiligendienst entgegenhielt.

Aber die Beziehungen des Apostels zum deutschen Volke reichen um anderthalb Jahrtausend weiter zurück. Deren unvergängliches Denkmal ist Pauli Brief an die Galater. Die Galater, die zu des Apostels Zeit das Galatien Kleinasien bewohnten, hatten ihren Namen von den Galliern. Gallische, also keltische Volksstämme waren mit dem ihnen sprachverwandten Germanenstamm der Teutonen schon im Jahre 280 v. Chr. in Mazedonien und Griechenland eingedrungen und hatten sich dann nach Kleinasien gewandt, wo sie von König Nikomedes von Bithynien ein Gebiet angewiesen erhielten. Obgleich hundert Jahre später von den Römern unterworfen, behaupteten sie lange ihre volkstümliche Verfassung und ihre Sprache. Der Apostel Paulus selbst hat ihnen auf seiner zweiten Missionsreise das Evangelium gepredigt. Hieronymus, der bekannte Kirchenvater (gestorben im Jahre 420), hat noch beobachtet, daß man in Trier, wo er selbst gewesen ist, fast dieselbe Sprache wie in Galatien redete. Mit Recht kann man daher sagen, daß zwar nicht die deutsche Kirchengeschichte, aber doch die Kirchengeschichte der Deutschen mit der Befehrung der Galater anhebt.

Die Kämpfe zwischen den Römern und den Germanen haben viele germanische Gefangene als Sklaven in das römische Weltreich nach Süden geführt. Auch nahmen die urwüchsigen, kraftstrotzenden Söhne Germaniens selbst Kriegsdienste unter den römischen Adlern. Cäsar hatte die Tüchtigkeit seines germanischen Reiterkorps beilesia und bei Pharsalus schätzen gelernt. Augustus und Tiberius umgaben sich mit einer aus germanischen Kriegern bestehenden Leibwache. Sicherlich hat mancher Germane fern von der Heimat, umgeben von heidnischen Gözentempeln, die Predigt von dem Gefreuzigten und Auferstandenen gehört und sich still vor dem Gottes- und Menschensohn gebeugt.

Bald nachdem Kaiser Konstantin der Große das Christentum als die Staatsreligion erklärt hatte, fand dasselbe bereits in einem deutschen Volksstamm gläubige und todesfreudige Bekenner. Am Nordwestrande des Schwarzen Meeres, zwischen Pruth und Dniepr, wohnten die Ostgoten, westlich von ihnen als Grenznachbarn des Römerreichs, am linken Ufer der Donau, die Westgoten. Unter ihnen wirkte, im Jahre 343 zum Bischof geweiht, Ulfilas, d. h. Wölflin, in treuer, selbstloser Hingabe das Evangelium predigend. Rasch wuchs die Zahl der Christen, damit aber auch der Haß derer, die trotzig an der Religion der Väter festhielten. Der „Richter“ der Westgoten, Athanarich, regte eine Verfolgung der Christen unter seinen Stammesgenossen an. Im Jahre 350 erlitten viele den Märtyrertod. Immer heftiger wurde der Christen Drangsal, so daß Ulfilas es vorzog, mit Erlaubnis des Kaisers Konstantius über die Donau zu ziehen und auf römischem Boden sich niederzulassen. In Mösien, bei Nikopolis, am Fuße des Hämus haben wir diese christlichen Westgoten zu suchen. „Als ein Volk, das nicht vom Kriege, sondern von Ackerbau und Viehzucht lebte und ein patriarchalisches Leben führte,“ werden sie uns geschildert. Neue Verfolgungen

veranlaßten im Jahre 370 einen weiteren Zug christlicher Westgoten über die Donau. Aber nicht nur unter ihnen, sondern auch jenseits der Donau ist Wifilas unter unzähligen Gefahren weiterhin tätig gewesen. Im Jahre 373 wichen die Ostgoten dem Ansturm der Hunnen. Zwei Jahre später wandte sich dieses wilde Steppenvolk auch gegen die Westgoten. Unter Frithigern und Alaric setzten gegen 200 000 Stammesgenossen über die Donau, wo Kaiser Valens ihnen die Erlaubnis zur Ansiedlung gewährte. Die gewaltigen Gefahren und Kämpfe, die für das Römerreich in der Folge hieraus erwachsen sind, gehören der Welt-, nicht der Kirchengeschichte an. Für diese aber, insbesondere für die deutsche Kirchengeschichte, ist von größter Bedeutung die gotische Bibelübersetzung des Wifilas.

Die Universitätsbibliothek zu Upsala bewahrt als ihren kostbarsten Schatz — für uns Deutsche neben der Bibel vielleicht das kostbarste Buch — den Hauptteil dessen auf, was uns von jenem Werk des Wifilas erhalten ist, ein Buch, das das älteste und wichtigste große Denkmal der deutschen Sprache und zugleich die älteste, wenn auch nicht in der Ursprache abgefaßte Bibelhandschrift darstellt. Eine merkwürdige Geschichte haben diese altersgrauen Blätter, Pergament, ursprünglich purpurrot, mit silberner und goldener Schrift bedeckt, Codex argenteus genannt, hinter sich. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erweckte die Handschrift das Interesse des gelehrten Forschers, der sie in der alten Benediktinerabtei zu Werden an der Ruhr entdeckte. Von dort gelangte sie in den Besitz Kaiser Rudolfs und fand auf dem Hradschin zu Prag eine Stätte. Als General Königsmark im Jahre 1648 Prag einnahm, wurde das äußerst wertvolle Manuskript mit einer Menge anderer Schätze nach Schweden gebracht. Das Schloß Skokloster bei Upsala ist noch heute mit Prager Schätzen aller Art angefüllt. Der silberne Codex kam in den Besitz der Königin Christine, der Tochter Gustav Adolfs. Von dort ist er auf kurze Zeit nach Holland gebracht, durch den Kanzler Graf de la Gardie wieder zurückgekauft und in schwere silberne Deckel gebunden der Universität Upsala überwiesen worden. (Beilage 1.)

Es sind nur die vier Evangelien, die — und zwar auch sie nicht vollständig — uns hier in gotischer Übersetzung vorliegen. Wifilas hat überhaupt nicht die ganze Bibel übersetzt. Er trug Bedenken, seinen Stammesgenossen den Inhalt der Königsbücher mitzuteilen, um nicht ihren kriegerischen Geist anzuregen. Erhalten sind uns außer dem, was der Codex argenteus bietet, die paulinischen Briefe, allerdings auch sie mit großen Lücken, und einiges Wenige aus dem Alten Testament. Hoffen wir, daß der Fleiß glücklicher Forscher im Laufe der Zeiten noch Weiteres an das Tageslicht zieht!

Die Aufgabe, die sich Wifilas gestellt und die er im letzten Jahrzehnt seines Lebens — er starb im Jahre 383 — zu Ende geführt hat, war eine außerordentlich schwierige. „Wenn man erwägt, daß erst eine Schriftsprache geschaffen werden mußte, ehe die Übertragung der heiligen Schrift stattfinden konnte, so wird man bei näherer Betrachtung dieses Werkes den schöpferischen

Geist des Wulfilas nur bewundern können. Nur die eine Seite der Sache sei hier betont, daß Wulfilas die Kluft zwischen dem gotischen Volksgeiste und dem Christentum, das nach Inhalt und Form seiner Offenbarung jenem natürlichen Geiste als etwas an sich Fremdes entgegentrat, so viel als möglich auszufüllen und übersteigbar zu machen suchte. Dabei kam ihm freilich die besondere Prädisposition des germanischen Heidentums für das Christentum sehr zu statten, indem jenes Vieles enthielt, was den christlichen Begriffen verwandt oder entsprechend war — mehr als irgend ein anderes Heidentum. So bildete Wulfilas einen schon vorhandenen Wortschatz durch den christlichen Geist um, indem er einen tieferen Sinn hineinfließen ließ, schuf aber auch neue Formen, da, wo ihm durch das Christentum ganz neue Wahrheiten aufgegangen waren, von denen das Heidentum keine Ahnung gehabt hatte. Durch diese meisterhafte Übersetzung war dem gotischen Volke das Original in gewissem Maße ersetzt, und allen anderen Stämmen gotischer Sprache konnte durch Mitteilung jenes Schriftwerkes sofort ein tieferes Verständnis der christlichen Wahrheit vermittelt werden. Daher erklärt sich zum Teil die Schnelligkeit, mit der das Christentum sich bei den Ostgoten, Vandalen, Gepiden u. s. w. ausbreitete und befestigte."

Uns aber erscheint es bedeutsam, daß wie am Anfang der Neuzeit unseres Volkes Luther mit seiner deutschen Bibel steht, es gleichfalls eine deutsche Bibel ist, deren Licht leuchtet, da das deutsche Volk aus seiner Verborgenheit zum ersten Male auf den Schauplatz der Weltgeschichte tritt.



3. Römische Christen auf deutschem Boden.

Es waren römische Kaufleute, römische Verwaltungsbeamte, römische Soldaten, die das Christentum auf deutschen Boden brachten. Also an den Mittelpunkten des Handels, an Garnisonorten und an Verwaltungssitzen werden wir die ersten Christengemeinden zu suchen haben.

Die wichtigste römische Kolonie in den Rheinlanden, ein Knotenpunkt für vier wichtige Straßen, darum ein hervorragender Handelsplatz, vielfach von den Kaisern begünstigt und mit glänzenden Bauten geschmückt, war Trier. Obgleich die Einwohnerzahl auf 50 bis 60 000 berechnet wird, findet sich dort bis in das vierte Jahrhundert nur eine kleine Christengemeinde. Erst unter Kaiser Konstantin wuchs sie. Also nicht Überzeugung und Drang des Herzens, sondern fluge Berechnung führte ihr neue Glieder zu. Lange genügte ihr eine kleine Kirche. Erst als strenge Maßregeln gegen das Heidentum ergriffen wurden und ein weiteres Wachstum der Gemeinde veranlaßten, etwa im Jahre 420, baute man die frühere Gerichtshalle zu einer Kirche um. So entstand die älteste Anlage des Trierer Domes. Soweit wir in der Lage sind, festzustellen, aus was für Gliedern die Trierer Gemeinde sich zusammensetzte, so vermissen wir jede Spur von Kelten und Germanen. Es war „eine

rein lateinische Gemeinde, sie hatte Mitglieder, die im fernsten Orient geboren waren, aber die Anwohner der Mosel und des Rheins hielten sich ferne."

Wie in Trier so stand es wohl auch anderwärts. Auch in Köln und in Tongern gab es kleine Christengemeinden. Einer der wichtigsten Plätze war Mainz. Hier hatte der römische Statthalter seine Residenz. Hier befand sich das Hauptquartier der römischen Truppen. Auch in Mainz wird sich frühzeitig eine christliche Gemeinde gesammelt haben, wenn wir auch erst aus dem Jahre 368 eine bestimmte Nachricht haben, daß dort ein Kirchengebäude bestand. Sonst ist das Christentum durch Inschriften und Denkmäler aus den ersten Jahrhunderten bezeugt in Bingen, Bonn, Boppard, Wiesbaden, Rüdesheim und anderen Orten der Rheingegend. Aber erst zu Beginn des fünften Jahrhunderts wird in den Städten die Zahl der Christen die der Heiden überstiegen haben, während auf dem platten Lande sich noch weithin das Heidentum behauptete.

Sehr erschwert wurde die Ausbreitung des Christentums dadurch, daß die Sprache desselben durchaus die lateinische war. Kein germanisches oder keltisches Wort war im Gottesdienst zu hören. Es dachte niemand daran, das Evangelium in der Landessprache zu predigen. So schloß der Übertritt zum Christentum zugleich ein nationales Moment in sich. Er erschien als Preisgabe der eigenen Nationalität und als Eintritt in die römische Nation. Gänzlich fern lag es den Vertretern des Christentums in planmäßiger Weise Mission zu treiben. „Die Fortschritte des Christentums geschahen wie zufällig; der einzelne Christ gewann den einzelnen Heiden. Das mochte genügen, so lange in allen Christen die Überzeugung lebte, daß sie berufen seien, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Es war ganz ungenügend, sobald diese Überzeugung nicht mehr allgemein war. Daß

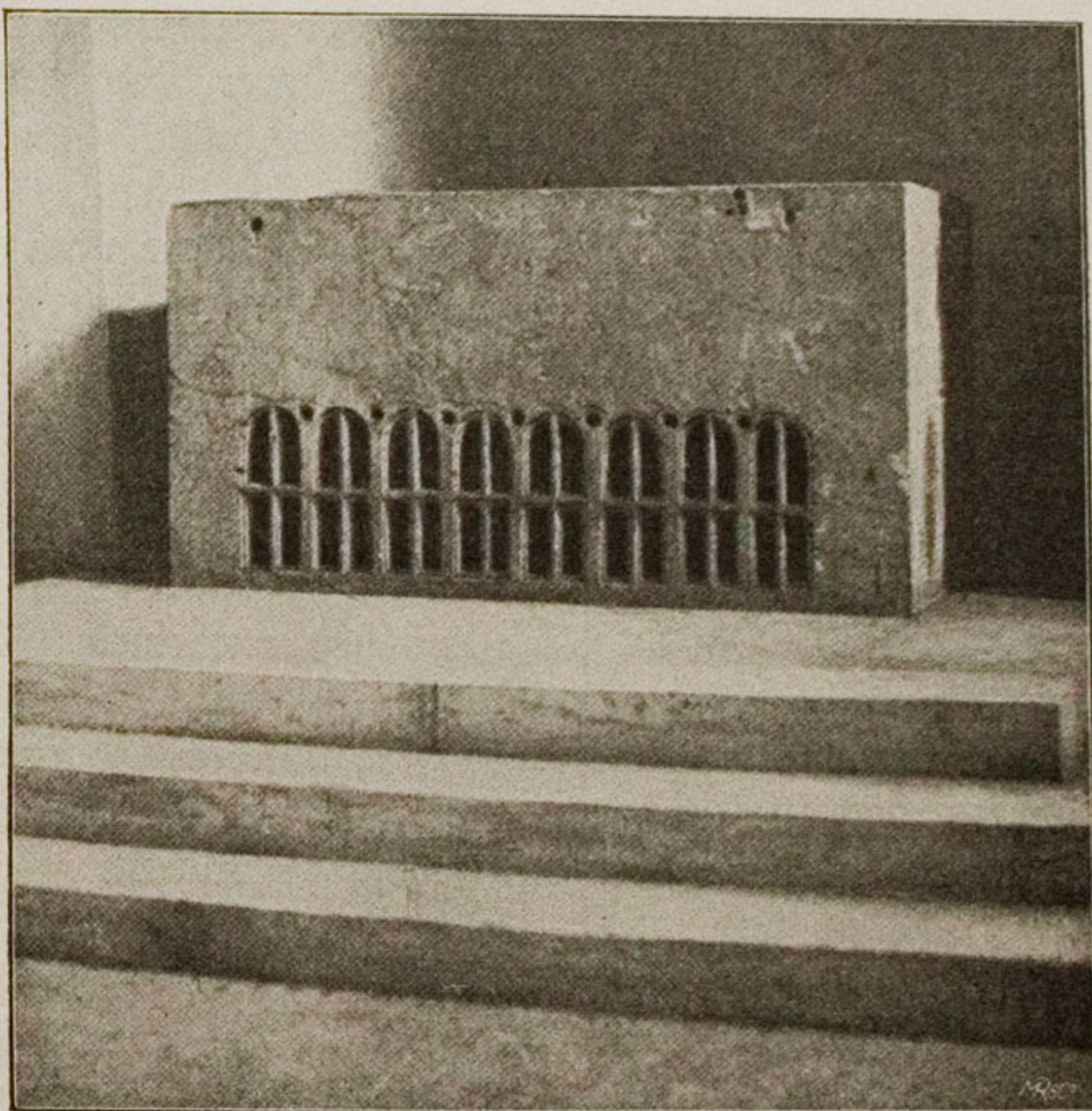


Abb. 3. Altar aus der Zeit der ersten christlichen Mission in Deutschland. Nach altchristlicher Weise durchbrochen zum Beschauen der innen aufbewahrten Märtyrerreliquien. In der Stefanskapelle des „alten Doms“ zu Regensburg.

sie am Ende des zweiten, vollends im dritten Jahrhundert nicht mehr herrschte, läßt sich nicht bezweifeln."

Noch ein anderer Umstand hinderte eine rasche Ausbreitung des Christentums, die Zersplitterung unter den Christen selbst, herbeigeführt durch die Verschiedenheit ihrer Stellung zur Welt. Die Masse der Christen, wenn man überhaupt von einer solchen reden kann, war durchaus nicht innerlich vom Christentum erfaßt und weit davon entfernt, christliche Grundsätze in Leben und Wandel zur Geltung zu bringen. Ein vermutlich aus Trier gebürtiger Presbyter, Salvian, der im fünften Jahrhundert lebte, hat uns die sittlichen Zustände in den Christengemeinden geschildert. „In demselben Maße, als ihr Besitz gewachsen sei, habe die Zucht in ihr abgenommen. Wie viele Glieder der Kirche finde man, die nicht Trunkenbolde, Schwelger, Ehebrecher, Hurer, Räuber, Schlemmer, Diebe oder Mörder seien? Ich frage, so ruft er aus, das Gewissen aller Christen: Wer ist davon nicht etwas oder alles? Man findet leichter einen, der alles das ist, als einen, der nichts davon ist; denn beinahe das ganze Volk ist sittlich so herabgekommen, daß es in der Christenheit gewissermaßen eine Art Heiligkeit ist, weniger lasterhaft zu sein."

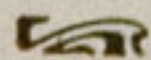
Es liegt auf der Hand, daß solche Gemeinden weder den Trieb noch die Kraft zur Mission besaßen, ja sogar, daß sie andere mehr vom Christentum abstoßen mußten, als für dasselbe gewinnen konnten.

Aber es gab auch Kreise unter den Christen, die das Leben viel ernster auffaßten und das Christentum nach ihrer Art in die Tat umzusetzen suchten. Sie schlossen sich in Asketenvereinen zusammen. Wir hören aus dem Jahre 386, daß in den Gärten vor der Stadt Trier „etliche Knechte Gottes, geistliche Arme, derer das Himmelreich ist“, gemeinsam ein Haus bewohnen. Sie wollen nur der beschaulichen Frömmigkeit leben und verachten gänzlich das Diesseits. Ihr Ideal ist Martin von Tours (319 bis 400), der Begründer des Mönchtums in Gallien. Aber so wichtig der Bestand jener Asketen für die Erhaltung eines ernsten, sich über die Welt erhebenden Christentums war: ihre Weltverachtung machte sie unfähig, die Welt mit dem christlichen Geiste zu durchdringen, das Reich Gottes zu bauen und zu missionieren. Die gebildeten Kreise fühlten sich abgestoßen von einem Christentum, das ihnen als kulturfeindlich erscheinen mußte.

So drohte die Kirche auf germanischem Boden nicht nur der Stagnation, sondern der Zersetzung zu zerfallen, als ihr mit der Christianisierung der Franken neue Lebenselemente zugeführt wurden.

Zweiter Abschnitt.

Die fränkische Landeskirche.



1. Die äußerliche Beteuerung der Franken.

Nicht nur der römische Geschichtsschreiber Tacitus (s. o. S. 5 ff.) hatte in den kräftigen, jugendfrischen Germanen die größte Gefahr für das altersschwache Römerreich erblickt. Manchen erschien das siegreiche Vordringen jener als die Fügung göttlicher Macht und Vorsehung.

Drei verschiedene Stämme rückten nach Westen gegen die Römer vor. Die Alamannen nahmen ihnen das sogenannte Zehntland, das Neckargebiet ab und drängten sie auf das linke Rheinufer zurück. Mit den römischen Soldaten und Kolonisten verschwand in dem besetzten Lande auch das Christentum. Anders war es in dem westlichen Teil Bindeleiciens, des Landes vom Lech bis zum Inn und von den bayrischen Alpen bis zur Donau, das sie im fünften Jahrhundert eroberten. Hier blieben Reste der römischen Bevölkerung, somit auch Reste des Christentums zurück. Einen Einfluß auf die religiöse Stellung der Alamannen haben diese jedoch nicht ausgeübt. Zäh hielten die Alamannen an ihrem alten heidnischen Glauben fest.

Ganz anders verhielt es sich mit den Burgundern. Auch sie strebten danach, nach Westen vorzudringen. Dem kam der Wunsch der Römer zu Hilfe, dieses kräftige Volk sich zum Kampfe gegen die anderen germanischen Stämme zu verbinden. Im Jahre 413 wurde den Burgundern von Kaiser Honorius römisches Gebiet eingeräumt, etwa die Gegend von Mainz bis oberhalb Straßburg. Es ist das Land, in dem das Nibelungenlied spielt. Worms wird im Heldenepos zur Hauptstadt des Reiches gemacht. Da hier unter friedlichen Verhältnissen die römische und christliche Bevölkerung zurückblieb, traten die Burgunder in engste Beziehungen zum Christentum. Nach kurzer Zeit trat das ganze Volk zu dem neuen Glauben über. Die weitere Geschichte der Burgunder ist keine glückliche gewesen. Mehrfach von den Römern geschlagen und fast ausgerieben, suchten sie sich noch im fünften Jahrhundert neue Wohnplätze an der Rhone.

Der Stamm, der welt- und kirchengeschichtlich von größter Bedeutung werden sollte, war der der Franken. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts standen diese im Kampf mit den Römern. Selten sind Kriege in so furchtbarer Weise geführt worden wie diese. Weit wurden die „Barbaren“ von den Römern an Grausamkeit übertroffen. Trotzdem mußten Schritt für Schritt die Legionen Roms vor den keine Nachgiebigkeit kennenden Germanen zurückweichen und eine Stadt nach der anderen ihnen ausliefern. Anfang des fünften Jahrhunderts war bereits Köln fränkisch. Ende des Jahrhunderts

reichte die Macht der Franken bis zur Loire. So sehr aber die Römer dieses Volk haßten, unter dessen mächtigen Schlägen ein gut Teil ihres großen Reiches abbröckelte, so konnten sie sich doch auch der Bewunderung dieser frischen, kraftstrotzenden, kampfesfreudigen und todesmutigen Gestalten nicht verschließen. Nicht nur in den Reihen römischer Krieger, sondern an ihrer Spitze haben Franken gekämpft. Ja, in den verantwortungsvollsten Reichsämtern finden wir abgerungenen Gebiete zunächst ihrem heidnischen Glauben die Treue. Allerdings gebot ihnen die Klugheit, je weiter sie vorrückten, das Christentum als den Träger der Kultur und die Bischöfe als die Vertreter und Hüter der Ordnung zu schonen. Sie ließen die christliche Organisation bestehen und erhielten damit dem Christentum das schützende Dach, ohne zu ahnen, daß sie selbst bald unter dieses Dach treten würden.

Derjenige, der die Franken dem Christentum zuführte, war Chlodovech (Chlodwig), der jugendliche Sohn Childerichs, der König der salischen Franken, aus einem sigambrischen Geschlecht, das sich das Merowingische nannte. „Daß Chlodovech den Entschluß faßte, die alten Götter zu verlassen und den Christengott zu bekennen, und daß er seines Volkes so ganz mächtig war, daß es ihn darin folgte, dies hat seine Person epochemachend für die Geschichte der Kirche und Welt gemacht.“ Chlodovechs Wirken war geleitet von der einen Absicht, seine Macht auszudehnen und zu befestigen. In der Wahl der Mittel kannte er kein ängstliches Erwägen oder zarte Rücksichtnahme, noch weniger hielt er sich an die Stimme des Gewissens gebunden. Er benutzte das Mittel, das am sichersten zum Ziele zu führen versprach. Diejenigen wählte er zu seinen Bundesgenossen, die ihm als die Mächtigsten erschienen und darum die beste Hilfe gewähren konnten. Erwies sich der Christengott als mächtiger denn die alten Götter des eigenen Volkes, so war er bereit mit jenem einen Bund zu schließen. Wollte Chlodovech seine Macht über ganz Gallien ausdehnen, so mußte er nach Möglichkeit die bestehenden Verhältnisse schonen und nichts zum Kampfe gegen seine Person und seine Ziele aufrufen, dessen Feindschaft ihm gefährlich werden konnte: er mußte vor allem „den Bestand, das Recht und den Besitz der Kirche“ erhalten.

In enge persönliche Beziehung zum Christentum wurde Chlodovech durch seine Ehe mit der christlichen Prinzessin Chrodechilde (Chlotilde) von Burgund gebracht. Es ist erwiesen, daß diese eifrig bemüht war, ihren Gatten zum Übertritt zum Christentum zu bewegen. „Sie kam,“ so schreibt der Bischof Nicetius von Trier, „in das Reich der Franken und bekehrte den Herrn Chlodovech zum katholischen Geseß. Er, ein Mann scharfen Geistes, wie er war, wollte nicht ruhen, bis er sich von seiner Wahrheit überzeugt hätte. Als er sie erkannte, begab er sich demütig zu den Schwellen der heiligen Maria und ließ sich unverweilt taufen.“ Chlodovech ließ wohl weniger aus Überzeugung von der inneren Wahrheit des Christentums, als von der Erkenntnis geleitet, daß seine Nachfolger jedenfalls das Christentum würden annehmen müssen,

es zu, daß sein Erstgeborener getauft wurde. „Eure Götter sind nichts,“ soll Chrodehilde zu ihrem Gatten damals gesagt haben, „sie sind von Stein, Holz oder Metall, sie können weder sich selbst helfen noch anderen. Ihre Namen waren Saturn und Juppiter, durch Zauberkünste sind sie mächtig geworden. Mein Gott hat Himmel und Erde geschaffen.“ „Auf unserer Götter Befehl,“ so soll des Königs Antwort gelautet haben, „ist alles geschaffen. Von euerm Gott ist offenbar, daß er nichts kann und nicht einmal göttlichen Geschlechts ist.“ Als das Kind noch im Taufkleide starb, schloß Chlodovech: „Wäre es meinen Göttern geweiht, es lebte noch!“ Die Königin aber soll gesagt haben: „Ich danke dem Schöpfer aller Dinge, der mich gewürdigt hat, daß der meinem Schoß Entsprossene seinem Reich eingepflanzt ist; denn die im Taufkleide sterben, stehen vor dem Angesichte Gottes.“ Trotzdem gab Chlodovech auch die Taufe seines zweiten Sohnes zu. Er erkrankte gleichfalls, so daß der König ahnte: „Es kann nicht anders sein, ihm wird geschehen wie seinem Bruder.“ Der Mutter Gebete aber retteten das Kind.

Nicht lange dauerte es, so hat Chlodovech selbst die Taufe begehrt. Die Sage weiß zu berichten: Als der König in der Schlacht gegen die Alamannen (bei Zülpich 496 oder 506?) das Kriegsglück wanken und sich den Feinden zuneigen sah, tat er in höchster Not das Gelübde: „O Jesus Christus, den Chrodehilde als den Sohn des lebendigen Gottes verkündet, der da Hilfe und Sieg bringt denen, die ihn anrufen: wenn du mir zum Sieg verhilfst, will ich an dich glauben und in deinem Namen mich taufen lassen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber ich merke, ihre Hilfe ist fern.“ Der dem König zufallende entscheidende Sieg habe seine Taufe veranlaßt.

Mit größtem Gepränge, in Anwesenheit der fränkischen und burgundischen Bischöfe, wurde am Weihnachtsfeste 496 (506?) durch den Bischof Remigius von Rheims die Taufe vollzogen. „Der ganze Tempel wurde von göttlichem Duft erfüllt und solche Gnade erteilte Gott den Gegenwärtigen, daß sie meinten, von Paradiesesdüften umgeben zu sein.“ „Beuge,“ so rief der Bischof dem Täufling zu, „sanftmütig dein Haupt, Sigamber, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet hast!“ Eine Taube, so erzählt eine spätere Sage, brachte das Öfläschchen, das bei dieser Taufe gebraucht wurde, vom Himmel. „Aus ihr sind die Könige Frankreichs gesalbt worden, bis die Demokratie von 1794 sie auf dem Pflaster von Reims zerschlug.“

Chlodovechs Taufe war vom größten Einfluß auf das ganze Volk. Viele hatten sich zugleich mit dem König taufen lassen. Viele folgten seinem Beispiel. Zwar unterdrückte Chlodovech das Heidentum nicht, aber er begünstigte offenbar das Christentum. Man darf seit des Königs Taufe bereits das Frankenreich als ein in der Hauptsache christliches ansehen. Daß noch Jahrzehnte hindurch das Heidentum neben dem Christentum sich hinfristete, ersieht man aus einer Verfügung Childeberts I., Chlodovechs Sohn, die zu völliger Beseitigung des Heidentums in seinem Reiche auffordert. Im Laufe

des sechsten Jahrhunderts ist in dem Reiche links des Rheins der Götzendienst beseitigt und das Christentum in seiner katholischen Gestalt — im Gegensatz zu dem Arianismus der Goten — zur alleinigen Geltung gelangt.



2. Die Arbeit der Kirche an den Franken.

Als ein religiös gleichgültiges Volk waren die Franken zum Christentum übergetreten. Weder hatte es sich mit Schmerzen von der überlieferten Religion der Väter losgesagt, noch mit freudiger Begeisterung das Evangelium von Christo ergriffen. Nicht die bußfertige Erkenntnis seiner Sünde und Schuld, nicht das sehnstüchtige Verlangen nach dem Frieden des Gewissens hatte es unter das Kreuz getrieben. Christus war ihm nicht der Erlöser, sondern der erhabene Himmelskönig, der nach dem Volksideale verklärte, mit himmlischen Kräften ausgestattete und in den Himmel versetzte unvergleichliche Herrscher. Man haßte die Arianer, die nicht die unumschränkte Gottheit dieses Königs bekennend, ihm Eintrag an seiner Majestät taten. Das Wesentliche am Werke Christi aber, die durch ihn am Kreuze vollbrachte Erlösung der Menschheit, Christi Kreuzestod blieb, selbst theologisch, einigermaßen Gebildeten ein ungelöstes Rätsel. Man redet in neutestamentlichen Wendungen, ohne sie in ihrer Tiefe zu verstehen. So hatte man eigentlich nur eine Form mit einer anderen vertauscht. Man hatte ein neues Gewand angezogen. Der Mensch selbst war völlig der alte geblieben.

War hier der Kirche die mühsame Arbeit erspart geblieben, ein Volk zu dem Entschlusse zu führen, mit seinen Götzen zu brechen, so wurde dafür die andere um so schwieriger, an einer gleichgültigen Masse zu wirken, um diese innerlich für das Christentum zu gewinnen und umzugestalten.

Vor diese schwierige Aufgabe waren die Organe der fränkischen Kirche gestellt. Um sie zu lösen, mußten sie die Kraft besitzen, in den Wirrnissen der Zeit ihre Macht und ihren Einfluß zu behaupten und sich die Freiheit ihrer Bewegung und Betätigung behufs Erreichung ihres hohen Zieles zu wahren. Ohne Zweifel nahm die Kirche in ihren Repräsentanten, den Bischöfen, eine hervorragende Machtstellung ein. Sie war schon geschichtlich darin begründet, daß die Bischöfe vielfach „Pflichten erfüllten, welche die Vertreter des Staates unerfüllt ließen,“ daß sie weit mehr als der Staat große gemeinnützige Aufgaben leisteten und somit als die eigentlichen, fürsorgenden Väter des Volkes erschienen. Auch hatte sich zwischen ihnen und den Gemeinden ein festes Band geschlossen. Auf die Bischofsstühle wurden gern Söhne alter, vornehmer, begüterter Familien, auf denselben Sitz mehrfach nacheinander Glieder derselben Familie berufen. Nicht zum mindesten ist es aber auch der Reichtum gewesen, der die Macht der Kirche und, da lange Zeit die Bischöfe alleinige Verwalter des Kirchenvermögens waren, der Bischöfe festigten und vermehrten.

Die Bischöfe pflegten den eigenen Besitz ihrem Bistum zu vermachen. Fürsten und Privatpersonen wetteiferten darin, der Kirche neue Güter zuzuweisen. Die Kirche war eine vorzügliche Wirtschaftlerin und war sorgsam darauf bedacht, in praktischer Weise ihren Besitz zu verwerten. Was sie einmal besaß, hielt sie fest. Der gewaltige Besitz von Grund und Boden brachte zugleich — ganz abgesehen von den Klerikern — eine große Anzahl von Personen, ja ganzer Familien in unmittelbare Abhängigkeit von den Bischöfen. Wenn auch die Behauptung, daß die Kirche im achten Jahrhundert mehr als die Hälfte der Liegenschaften im fränkischen Reiche besessen habe, sicher übertrieben ist, so war doch tatsächlich ihr Besitz ein ganz ungeheurer. Und obgleich mehr und mehr der Besitz vom Bistum weg nach den Parochialkirchen hin dezentralisiert wurde, so behielt im Grunde genommen doch der Episkopat die Verfügung über die Einkünfte des gesamten Kirchengutes seiner Diözese und damit den Einfluß, den irdischer Reichtum zu gewähren pflegt. Erwägt man nun noch, daß die Bischöfe zu Synoden zusammentraten und somit ein Organ für die Darstellung und Entfaltung ihrer Gesamtmacht besaßen, so läßt sich begreifen, daß ihre Stellung und Bedeutung sich vollauf mit der Macht des Staates messen durfte.

Aber auch die Macht des fränkischen Königtums war im Aufsteigen begriffen, insbesondere seit es Chlodovech gelungen war, die Gesamtheit der Franken unter seinem Zepter zu vereinen. Auch daß nach seinem Tode (511) die Söhne sich wieder in das große Reich teilten, hat der Macht des Königtums keinen Eintrag getan. Aber die beiden Mächte, die Macht des Episkopates und die Macht des Staates oder des Königtums standen sich nicht feindlich gegenüber. Über beiden stand das Vaterland. Der vaterländische Gedanke war das Einende und beim Zusammenstoß der beiderseitigen Ansprüche das Versöhnende. Erst als der Klerus von einer außervaterländischen Macht abhängig wurde, mußte dieses friedliche Verhältnis aufhören, erst seitdem konnte der Klerus in eine dauernde Kampfesstellung gegen die Oberhoheit des Staates geraten.

Gewiß hat es auch im Frankenreiche nicht an mancherlei Reibungen zwischen Episkopat und Königtum gefehlt. Das Königtum trieb Simonie und suchte die Gemeinden ihres kirchlichen Wahlrechtes und damit ihres Einflusses bei Besetzung der höchsten kirchlichen Ämter zu berauben. Aber es gelang dem Episkopat, der öfter als einmal dem Staate mehr gegeben hatte, als des Staates war, einen Ausweg zu finden. Im Jahre 614 wurde bestimmt, daß die Gemeinden die Bischöfe wählen, die Ordination derselben aber erst nach der Bestätigung durch den König erfolgen sollte.

Es war eine ungeheure Aufgabe, vor der die Vertreter der fränkischen Kirche standen: die innere, christliche Umgestaltung des Volkes herbeizuführen. Das äußere Bekenntnis zum Christentum war augenscheinlich nicht vom mindesten Einfluß auf die Sittlichkeit gewesen. Das bewiesen zumeist die Merowinger selbst. „Wie dem Gründer des fränkischen Reichs die verwerf-

lichsten Mittel recht waren, wenn sie nur zur Mehrung seiner Macht dienten, so haben seine Söhne und Enkel durch Verbrechen und Gewalttaten ihre Reiche erhalten, vergrößert, sich gegenseitig bekämpft und geschädigt, bis endlich in den beiden von glühender Herrschsucht und tödlichem Hasse widereinander erfüllten Königinnen Brunichilde und Fredegunde sich alle Gewalttätigkeit und Gewissenlosigkeit, alle Tücke und Hinterlist der Zeit zu konzentrieren schien. Und neben den Bluttaten stehen die Greuel einer unbezähmbaren Sinnlichkeit. Der Gedanke an die Heiligkeit der Ehe hatte in dem Vorstellungskreise dieser Menschen voll eingebrochener Leidenschaften keinen Platz; nicht einmal vor offener Vielweiberei trug man Scheu. Chlothachar I. behandelte es wie einen Scherz, daß er die Schwester seiner Gemahlin neben dieser zur Ehe nahm. Wehe dem, welcher der Befriedigung der Begierden im Wege stand: Chilperich ließ seine Gemahlin Galswind ermorden, um ihre Magd Fredegunde auf den Thron erheben zu können. Als diese erst Königin war, war sie ihrem Gemahl so wenig treu, daß jedermann überzeugt war, sie habe den Mörder gedungen, dem er zum Opfer fiel."

Gewiß darf man die Verworfenheit des Fürstenhauses nicht als Spiegel der Sittlichkeit des Volkes ansehen. Aber auch diese stand auf einer äußerst niedrigen Stufe. Glende Genußsucht und grenzenlose Goldgier beherrschten ein Volk, in dem die Treue ein leerer Wahn geworden war. Auch die Frau, die sonst oft die Trägerin und Hüterin einer höheren Sittlichkeit ist, drohte in dem gleichen Sumpfe zu versinken. Kein Wunder, wenn man meinte, über ein solches Volk müsse in nächster Zeit das Gericht hereinbrechen.

Und doch hat in seiner Mitte das Christentum eine dauernde Stätte gefunden. Das erscheint auffällig und rätselhaft. Die Lösung liegt in einem doppelten: Das Volk der Franken nahm die Formen an, unter denen eine christliche Volkserziehung und die Ausreifung christlicher Gedanken zu christlichem Leben möglich war. Anderseits versäumte der Klerus nicht, nach seinen Kräften und in der durch seine Bildung und Auffassung des Christentums gegebenen Art das Volk christlich zu beeinflussen.

An religiösem Empfinden fehlte es dem Frankenvolke nicht, wenn auch dieses religiöse noch durchaus kein christliches Empfinden war. Man stand ehrfurchtsvoll vor der alles umspannenden, alles leitenden, überhaupt alles vollbringenden Macht Gottes, der gegenüber auch die bedeutendste Menschenmacht als nichtig erkannt wurde. Wie sich der Mensch zu dieser Macht stellt, so gestaltet sich sein Geschick. Die gute Tat erwirbt ein Anrecht auf Wohlergehen. Unglück ist die unabänderliche Folge der Schuld. „Da wir nur kurze Zeit in diesem Leben bleiben,“ heißt es in einer Urkunde König Chilperichs, „und unaufhaltsam dem Tode zueilen, so ist unsere Pflicht, den Willen Gottes zu erfüllen und Kirchen und Kapellen der Heiligen fromm zu erbauen, damit wir in Ewigkeit mit ihnen uns freuen können. Denn wenn wir das tun, dann sind wir fähig, dem wahren Gott zu gefallen, dann werden wir mit den Heiligen ewig herrschen.“ Und König Guntchram erklärt geradezu: „Dadurch

glauben wir den Herrn der höchsten Majestät, durch dessen Herrschaft alles gelenkt wird, zu versöhnen, wenn wir unter unserem Volke gerechtes Recht wahren; jener fromme Vater und Herr, der gewohnt ist die menschliche Schwachheit allezeit durch seine Hilfe zu unterstützen, wird um so mehr das gnädig gewähren, was alle bedürfen, wenn er merkt, daß sie den Mahnungen seiner Gebote nachkommen."

Man freute sich, unter dem Zeppter des höchsten Königs, Jesus Christus, zu stehen. Der Prolog zu dem salischen Gesetz schließt mit den Worten: „Es lebe Christus, der die Franken liebt, er bewahre ihr Reich und erfülle ihre Fürsten mit dem Lichte seiner Gnade; er beschirme das Heer und verleihe dem Glauben Schutzwehr; Freude und Glück des Friedens, viele Jahre der Herrscher gewähre der Herr Christus Jesus in Treuen. Denn das ist das Volk, das tapfer und stark, das harte Joch der Römer im Kampfe von seinem Nacken schüttelte und nachdem es durch die Taufe erleuchtet war, die Leiber der heiligen Märtyrer kostbar mit Gold und edlem Gesteine schmückte, die Leiber, welche die Römer mit Feuer verbrannten, mit Eisen durchbohrten, den wilden Tieren zum Zerreißen vorwarfen." Man besucht fleißig die Kirchen, die, an großen Heiligenfesten zumal, nicht Raum genug boten. Man wetteifert im Bau neuer Gotteshäuser und Kapellen. Man stellt alles unter die Weihe des Gebetes oder wenigstens des Kreuzeszeichens. Man verehrt gläubig die Heiligen und ihre Reliquien. Man zweifelt nicht, daß Gott und Christus durch sie fortfahre allerlei Wunder zu vollbringen.

So hatte das Volk willig die Formen angenommen, die mit Geist und Leben zu erfüllen, die Aufgabe der Kirche war. Wohl waren auch deren fränkische Vertreter nicht frei von den oben gekennzeichneten Sünden des Volkes. Es fehlt durchaus nicht an Klagen über sittliche Verkommenheit unter den Klerikern. Aber trotzdem muß man ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie nach Kräften bestrebt waren, ihre große Aufgabe zu erfüllen. Man befließt sich der Verkündigung des göttlichen Wortes. Man gibt der Gemeinde christliche Gesänge. Man widmet sich dem Jugendunterricht. Man sorgt für christliche Sonntagsfeier. Man zerschlägt die großen Gemeinden in kleinere Parochien und erleichtert dadurch die Tätigkeit des Klerus. Man übt Kirchenzucht. Man treibt in gesunder Weise Armenpflege und tritt dem Bettel entgegen. Man achtet die Menschenwürde des Sklaven und schenkt ihm die Freiheit.

An die Seite des Klerus aber trat noch eine andere Macht, insbesondere an der Vertiefung und Verinnerlichung des Christentums im Frankenvolke arbeitend. Das war das Mönchtum.



5. Der Anteil des Mönchtums an der Christianisierung der Franken.

Bei ihrem Übertritt zum Christentum war den Franken das Bewußtsein von Sünde und Schuld fremd. Infolgedessen erfaßten sie das Christentum nicht als die Religion der durch Jesus Christus vollzogenen Erlösung. Es



Abb. 4. Johanniskirche zu Poitiers. Merowingischer Bau des 7. Jahrhunderts.

ist das Verdienst des Mönchtums, dem Frankenvolke jenes Bewußtsein nahe gebracht und ihm das Verständnis für das Kreuz Christi und für die Gnade Gottes erschlossen zu haben.

Wie die Bischöfe, so hatten sich auch die Asketenvereine und die aus ihnen sich entwickelnden Klöster, freie Vereinigungen, noch ohne feste Regeln, jedoch unter der Aufsicht der Bischöfe stehend, einen patriotischen Zug bewahrt. Dieser gewährleistete ein friedliches und gesegnetes Zusammenwirken mit den Landesherren und den Bischöfen. Manchen Bischofsitz nahm ein früherer Mönch ein. Auch an den Höfen der Fürsten finden wir Mönche. Ein Beweis dafür, daß die fränkischen Mönche trotz ihrer theoretischen Weltverachtung und Weltzurückgezogenheit dennoch einen praktischen Blick und praktische Fähigkeiten besessen haben müssen. Die Zahl der Klöster nahm beständig zu. Chlodovech und Chrodechilde, deren Söhne und Enkel gründeten eine ganze Reihe anderer Klöster, Bischöfen verdanken andere ihre Stiftung, die meisten Klöster aber führten ihre Entstehung auf die eifrige Propaganda der Mönche selbst im Volke zurück. So zählte z. B. im sechsten Jahrhundert das Bistum Bourges mindestens sieben, das Bistum Clermont zwölf, das Bistum Tours siebzehn Klöster.

Gewiß mochte das weltabgewandte Leben eines Mönchs schon eine stumme Bußpredigt sein. Ihr Erfolg aber für die innere Umgestaltung des Volkes wurde dadurch illusorisch, daß man meinen konnte, daß mönchische Leben komme in gewissem Sinne auch dem Weltmenschen zu gute, da es ja die Aufgabe der Klöster war, für die sie umgebende Welt zu beten. Man war aber von einer gewissen magischen Kraft des Gebets durchaus überzeugt. Wirkte aber das Beispiel der Mönche tiefer und rief es bei dem Einzelnen den Entschluß, ein anderer zu werden hervor, so trat dieser eben in das Kloster ein. Wahres Christentum in der Welt zu betätigen, hielt man ja für unmöglich. Darum verzichtete man auch auf eine sittlichende Arbeit an dem nur dem Namen nach christlichen Volke.

Da war es der Ire Columba, der das Mönchtum des Frankenlandes auf diese große und praktische Aufgabe hinwies. Von seiner Heimat her, wo das Volk religiös durchaus von den Klöstern geleitet wurde, galt ihm die Arbeit an solcher Aufgabe als selbstverständlich. Durch eine völlig weltabgeschlossen lebende Asketin war in dem Jüngling einst der Entschluß geweckt worden, ins Kloster zu gehen. „Columbas weinende Mutter, die ihn bat, sie doch nicht zu verlassen, erhielt den Spruch zur Antwort: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert. Und als sie, um ihm den Ausgang zu verschließen, an der Schwelle des Hauses sich niederwarf, sprang Columba über sie hinweg, indem er ihr zurief, in diesem Leben werde sie ihn nicht wiedersehen, er gehe den Weg, der ihn zum Heile führe. So riß der Jüngling sich vom Elternhause los; es geschah in der Entschlossenheit und herben Strenge, die dem Manne eigen geblieben ist. Er schloß sich an die Asketen an: ein gewisser Silenus unterrichtete ihn in der heiligen Schrift. Dann trat er in das Kloster Bangor.“ Nachdem er jahrelang dort gewohnt, verließ er die Heimat — er hat sie nie wiedergesehen. „Unter den christlichen Völkern des Festlandes“ wollte er „als Prediger mönchischer Frömmigkeit wirken.“ So begab sich Columba etwa im Jahre 583 mit zwölf Genossen nach dem Kontinent. Nicht bei den stammverwandten Bewohnern der Bretagne wollte er bleiben. Er ging hinüber zu den Franken. „Die Kraft der Religion war beinahe vernichtet; das Heilmittel der Buße, die Liebe zur Mortifikation war kaum an etlichen Orten zu finden“: das war der Eindruck, den Columba empfing. — Als ein großes Missionsgebiet mußte seinem glühenden Eifer das Frankenreich erscheinen. Predigend zog er von Ort zu Ort, einen passenden Platz für eine klösterliche Niederlassung suchend. Im Quellgebiete der Saône, Maas und Mosel lag das verfallene Schloß Anegray. Das räumte König Guntchram ihm ein. Hier gründete Columba sein erstes Kloster auf fränkischem Boden. Der Zudrang zu demselben war ein gewaltiger. Auf den Trümmern des römischen Luxovium (Luxeuil) errichtete er ein zweites, in Fontaines ein drittes Kloster. Die eintretenden Mönche mußten sich auf eine außerordentlich strenge Klosterregel verpflichten lassen. Columba wollte durch das Klosterleben unter dem Drucke härtester Strafen eine völlige

Ertötung des alten Menschen, die gründliche Vernichtung des eigenen Willens, den gänzlichen Verzicht auf eigenen Besitz erreichen. „Die kleinsten Verfehlungen gegen die mönchische Lebensordnung werden durch Schläge, durch Einschließung gezüchtigt: wer den Löffel ergreift, ohne das Kreuz darüber zu schlagen, wer die Lampe anzündet, ohne sie segnen zu lassen, wer mit den Zähnen den Abendmahlskelch berührt oder beim Beginn der Psalmodie hustet, wer laut spricht oder wer beim Essen etwas sagt, was nicht einem Bruder nötig ist, wer sich einem Vorwurf gegenüber entschuldigt und nicht sofort sagt: Es ist meine Schuld, es reut mich, oder wer der Behauptung eines Bruders widerspricht, wer eine Frau ohne Zeugen oder einen Laien ohne Befehl anredet — sie alle werden mit sechs, fünfzig, hundert Schlägen gezüchtigt.“

Aber Columba begnügte sich nicht mit der Leitung der von ihm gegründeten Klöster. Nach dem Vorbilde der Heimat strebte er danach, auf das Volk sittlichend zu wirken. „Obwohl Mönch, lebte er nicht für die Mönche allein.“ Als Mittel zu dieser Beeinflussung des Volkes benutzte er die Beichte. Was man bisher nur in den Klöstern gefordert hatte, das verlangte er und seine Schüler jetzt auch von den in der Welt Stehenden: alle einzelnen Sünden zu bekennen und sich unter die von den Beichtigern auferlegten Bußen zu beugen. So nahm denn der tatkräftige, durch seine Energie den bedeutsamsten Einfluß gewinnende Mann den Kampf auf gegen die Sünden des Volkes, damit still zugehend, daß auch in der Welt, nicht nur hinter Klostermauern christliches Leben möglich sei.

Columba tat nichts im Einvernehmen oder gar mit besonderer Genehmigung des fränkischen Episkopats, sondern ging seine eigenen Wege. Das mußte zum Zusammenstoß führen. Es geschah, als er von der gallischen Osterberechnung abwich, sie bekämpfte und forderte, daß in ganz Franken — wie es bereits in seinen Klöstern Sitte war — Ostern nach irischem Gebrauch gefeiert würde. Ein völliger Bruch wurde dadurch vermieden, daß sich Columba mit dem Zugeständnis begnügte, in seinen Klöstern Ostern wie bisher feiern zu dürfen. Zu seiner Vertreibung aber aus dem Frankenreich führte Columbas rücksichtsloses, schroffes Vorgehen gegen die sittliche Verkommenheit der Königin Brunichilde. Man wollte ihn zwingen, in seine irische Heimat zurückzukehren, gab ihm aber Gelegenheit zur Flucht. Columba wandte sich nach Burgund und ist von dort zu den Alamannen gegangen.

Das Wirken Columbas im Frankenreich war damit noch nicht beendet. Seine Schüler setzten fort, was er begonnen hatte. Ein bedeutender Einfluß ging auch weiterhin von seinen Klöstern, besonders von Luxeuil aus. Dorthin „sandte man lernbegierige Jünglinge, um sie in der Wissenschaft wie im asketischen Leben zu vervollkommen; seine Einrichtungen wurden bei der Stiftung neuer Klöster als mustergültig angesehen; auch ältere Klöster reformierten sich nach denselben.“ Auch als bald nach Columbas Abschied die Benediktinerregel in den fränkischen Klöstern Eingang fand, geschah dadurch dem Werke Columbas kein Abbruch. Die Regel Benedikts erschien als eine außer-

ordentlich brauchbare und nach dem Fortgange Columbas, der durch seine Persönlichkeit geherrscht und dadurch alle Einzelbestimmungen für Verfassung und Verwaltung ersetzt hatte, als durchaus nötige Ergänzung der Regel des Tren.

Es bleibt das Verdienst Columbas und seiner Schüler, einem Volke, das nur äußerlich zum Christentum sich bekannte, das Herz des Evangeliums: bußfertige Selbsterkenntnis, gläubiges Ergreifen der Gnade in Christo und aufrichtigen Kampf gegen die Sünde nahe gebracht zu haben. Aus Columbas Schule stammen die für jene Zeit sehr beachtenswerten Gedanken: die Allgemeinheit der Sünde fordert die Allgemeinheit der Buße, wenn anders Seligkeit möglich sein soll. „Das ganze Leben des Christen muß allezeit in Buße und Zerknirschung bestehen.“ Was jetzt gegenüber einer Welt, die noch keine Buße kannte, der erst ihre Sünde gezeigt werden mußte, erklärt wird, das ruft fast tausend Jahre später der deutsche Martinus in der ersten seiner Thesen einer Welt zu, die in einer oberflächlichen, falschen Buße mit ihrer Sünde fertig zu werden meinte.



4. Die vom Frankenreiche aus getriebene Mission.

Als im Innern des Frankenreichs die christliche Religion bereits gesiegt hatte, behauptete sich an den Grenzen und bei den benachbarten Völkern noch geraume Zeit das Heidentum. Am Rande der Nordsee wohnten die Friesen, südlich von diesen an der Ostgrenze des Frankenreichs die Sachsen, weiter südlich die Alamannen, östlich von den Alamannen die Bayern, nördlich von diesen die Thüringer. In der Mitte aller dieser Völkerschaften, mit Ausnahme der Sachsen, ist von dem Frankenreiche aus missioniert worden.

Mehrfach wurde es versucht, das Heidentum an der Nordgrenze des Reichs auszurotten. Es lag nahe, daß bei dieser Gelegenheit auch den Friesen das Evangelium gepredigt wurde. Fast ergebnislos war die Arbeit des Bischofs Amandus, der der törichten Meinung war, das Heidentum könne sofort beseitigt werden, wenn durch einen Machtspruch die Taufe befohlen würde. Er mußte zu seinem Schmerze erfahren, was er sich selbst hätte sagen können, daß christliche Mission auf dem Wege der Gewalt nicht möglich ist. Mit viel größerem Geschick und Erfolg hat sich Eligius der Aufgabe der Mission im Grenzgebiet und unter den Friesen unterzogen. Eligius gehört zu den interessantesten Personen der fränkischen Kirche seiner Zeit. Aus christlicher Familie stammend, gegen Ende des sechsten Jahrhunderts geboren, mit außerordentlichem Geschick das Goldschmiedehandwerk treibend, erlangte er zu Paris die Gunst des Königs. Empfänglich für alles Geistliche, ward auch Eligius hingerissen von den Bestrebungen Columbas und seiner Schüler. „Es ergriff ihn eine große Sorge um sein Seelenheil, er beichtete, büßte, betete, hielt sich endlich für versichert, daß seine Buße Gott angenehm wäre, und begann mit Begeisterung ein asketisches Leben. Aber er ging nicht in die Einöde, um als Einsiedler oder als Mönch zu leben,

sondern er beharrte bei seinem Gewerbe, arbeitete fleißig mit seinem Gesellen, dem Sachsen Thille, bei aufgeschlagener Bibel, blieb in Paris und behielt seine Stellung in der Nähe des Königs." So ward Eligius vielen durch sein Leben ein edles christliches Vorbild. Wohl förderte er das Mönchtum in jeder Weise, weilte oft längere Zeit andachtsvoll in Luxeuil und erblickte überhaupt in der Fortsetzung des Werkes Columbas seines Lebens und Strebens höchstes Ziel: aber er wollte dies mitten in der Welt, in praktischer Betätigung des Christentums tun. Den Armen gehörte sein bedeutendes Vermögen. Er scheute sich nicht, mit eigener Hand Hingerichtete zu beerdigen. Hunderte von Sklaven und Gefangenen, insbesondere aus dem Sachsenvolke, kaufte er los, dann für ihre Befehrung sorgend. Es war zu erwarten, daß der große Einfluß, den Eligius am Hofe besaß, ihm Neider und Feinde erweckte. Um ihn zu entfernen, gab man ihm das Bistum, „das die Städte St. Quentin, Tournay, Noyon, eine nicht benannte flandrische Stadt, Gent und Courtray umfaßte und im Norden unter den noch heidnischen Franken an der unteren Schelde eine unbestimmte Grenze hatte." Obgleich Eligius wider seinen Willen dieses Amt übertragen erhalten hatte, widmete er sich dessen Pflichten mit großer Treue und rastlosem Eifer. „Hauptsächlich nahm er sich der Predigt an. Er reiste in allen Städten seiner Diözese herum und predigte beinahe täglich. Er fand die schon getauften Franken noch sehr in ihrem nationalen Heidentum befangen, und wenn er ihnen ihre wilden Tänze, Gesänge und Gelage wehren wollte, so setzten sie insgesamt dem ‚Römer‘ offenen Widerstand entgegen und es half nichts, daß er sie zur Strafe auf Zeit ganz an ihre Dämonen dahingab. Er trug das Evangelium auch zu den nördlichen Bewohnern und Nachbarn seines Sprengels, zu den Flandern, Antwerpenern, Friesen, Sueven und den anderen Barbaren an der Meeresküste. Eine größere Wirksamkeit hat Eligius ausgeübt durch seinen eigenen Lebenswandel, durch seine Sorge für die Armen und Kranken, durch die Bildung seiner nächsten klerikalen Umgebung, durch seine Bemühungen um die Ausbreitung und Verbesserung des Klosterlebens und durch Gründung und Schmückung von Klöstern und Kirchen." Er starb, ein 70jähriger, um das Jahr 660 zu Noyon, „nachdem er für seine Gemeinde gebetet, von den Seinen in rührender Weise Abschied genommen und ihnen die Klöster genannt hatte, in welche sie sich nach seinem Tode begeben sollten, im Vertrauen auf den einzigen Heiland, der ihm die Tür des Lebens aufthun und ihn vor dem Fürsten der Finsternis und vor den Gewalten in der Luft mit seiner Rechten schützen und in den Ort der Labung einführen sollte." Mag auch des Eligius Lebensbeschreibung sich einer Übertreibung schuldig machen, wenn sie sagt: „Als er allmählich durch die Gnade Christi den Friesen das Wort Gottes nahezubringen versucht hatte, verließ der größte Teil dieses trozigen und barbarischen Volkes seine Götzen, bekehrte sich zu dem wahren Gott und unterwarf sich Christo" — so bleibt ihm doch das unbestrittene Verdienst, die Mission unter den Friesen erfolgreich begonnen zu haben.

Seit dem Jahre 536 erkannten die Alamannen in ihrer Gesamtheit die Oberherrschaft der Franken an. Obgleich die alten Bistümer aus der Römerzeit in ihren Gebieten bestehen geblieben waren, obgleich mancher christliche Franke als Verwalter königlicher Güter unter ihnen lebte und obgleich mancher alamannische Große im Verkehr mit dem fränkischen Hofe zum Christentum bekehrt worden war, hielt die Menge des Volkes an dem alten Glauben fest. Als Columba das Frankenreich verließ und sich nach Italien wenden wollte, wies König Theudebert ihn zu den Alamannen, unter denen ein weites Feld für die Heidenpredigt sei. Columba folgte dem Winke. Mit einigen aus Luxeuil entflohenen Mönchen ging er das Rheintal aufwärts und nahm schließlich in Bregenz am Bodensee seinen Wohnsitz. Christentum und Heidentum fand er in dieser Gegend aufs traurigste verquickt. Getaufte und Ungetaufte traf er bei einem dem Wotan geweihten Bieropfer an. Als er einige Jahre später sich doch nach Italien wandte, wurde sein Werk durch seinen Genossen Gallus, der einst mit ihm aus Irland herübergekommen war, fortgesetzt. Der deutschen Sprache mächtig, arbeitete er an der Befehrung der Heiden im steten Einvernehmen mit den Priestern der bereits vorhandenen Gemeinden. Sein Gedächtnis lebt fort in dem Namen der Stadt St. Gallen. Aus dem kleinen Kloster, der „Gallzelle“, ist später das berühmte und einflußreiche Kloster St. Gallen entstanden.

Von größtem Segen aber war das Wirken Pirmin's begleitet, der zur Zeit Karl Martells das Christentum unter den Alamannen vertiefte. Ihm verdankte das Benediktinerkloster der Insel Reichenau seine Entstehung. Unter den politischen Wirren mußte er die Insel verlassen. Er arbeitete dann weiter unter den Alamannen im Elsaß. Zuletzt lebte er im Frankenlande. In dem von ihm gegründeten Kloster Hornbach ist er im Jahre 753 gestorben. Pirmin's Arbeit galt in der Hauptsache einem nicht mehr heidnischen, sondern äußerlich wenigstens bereits christlichem Volke. Er wollte dasselbe losreißen von dem doch noch außerordentlich tief in Denken und Leben wurzelnden Heidentum. Eine Schrift Pirmin's gewährt uns davon ein anschauliches Bild. „Nicht sofort wurden die Orte, die den heidnischen Germanen heilig gewesen waren, von ihren christlichen Enkeln vergessen: an Felsen und Bäumen, in Schluchten und bei den Wasserquellen, besonders an Kreuzwegen liebte man es zu beten und Gelübde zu lösen: dort hingen die Kranken hölzerne Bilder ihrer franken Gliedmaßen auf: davon hofften sie Genesung oder so dankten sie für die Heilung. Mancher kräftige Zauberspruch wurde noch gesungen, mancher kräftige Zaubertrank noch bereitet, und unvergessen war die ausgelassene Freude der heidnischen Opferfeste: bis in die Kirchen drängte sich der letzte Rest derselben, der festliche Reigentanz. Am liebsten schloß man am Freitag, dem Tage der Freia, die Ehe; wer auf die Wanderung sich begeben wollte, achtete wohl, sie nur an einem Glückstage anzutreten; nicht einmal zu spinnen begann die Hausfrau, ohne daß sie den Namen der Holla über dem Rocken genannt hätte. Man segnete die Quellen, indem man Brot

in das Wasser warf, und das gerodete Land, indem man Getreide und Wein über die Wurzelstöcke der Bäume ausschüttete. Immer noch galten die alten Götter als die Bürgen des Gelingens; aber auch der Glaube an die unholden Mächte, die in der Natur walten, war nicht verschwunden. Weise Frauen wußten sie in den Dienst der Menschen zu zwingen; man schüzte sich gegen sie durch das Tragen von Amuletten, kräftigen Kräutern oder Bernsteinstücken. Die Kunst des Wettermachens war nicht ausgestorben. Wie hätte man darauf verzichten sollen, den Schleier der Zukunft zu lüften und wie in den Zeiten der Väter aus dem Fall des Lotes, dem Flug der Vögel u. dgl. das Kommende zu erschauen?"

Wie die Alamannen, so hatten auch die Bayern in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts sich der fränkischen Oberherrschaft unterwerfen müssen. Sie bewohnten das Land vom Lech bis jenseits der Enns, vom Fichtelgebirge bis an die Etsch. Hierher hatten frühzeitig die Römer das Christentum gebracht. Zu der Zeit, als deren Herrschaft dort zusammenbrach, wirkte da selbst Severin (gestorben im Jahre 482). Woher er gekommen, wußte man nicht. Jedenfalls war er von morgenländischen Mönchen beeinflusst worden. „Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts wohnte er am Fuße der Alpen; wie er es bei den Asketen der Wüste gelernt hatte, so lebte er auch hier: nie, außer den Festtagen, nahm er vor Sonnenuntergang Speise zu sich; auch in der strengsten Winterkälte ging er barfuß; er kannte kein anderes Lager als den auf dem Boden ausgebreiteten Mantel: voll Bewunderung staunten die Schüler, die sich um ihn sammelten, solchen asketischen Heroismus an. Aber bewunderungswürdiger war, daß die Not der Zeit aus dem Jünger der Weltentsagenden einen Mann der Tat machte. Wie oft zog er sich in seine stille, zwischen Weinbergen gelegene Zelle oder in die Einsamkeit eines verlassenen Römerkastells zu asketischen Übungen zurück: aber gerade dann vernahm er jene innere Stimme, in welcher er die göttlichen Weisungen erkannte; immer wieder trieb sie ihn an aus der Verborgenheit hervorzutreten, mit Rat und Tat dem unglücklichen Volke beizustehen. Er wäre nicht ein Mönch gewesen, wenn er nicht als Bußprediger aufgetreten wäre; aber ebensoviel lag ihm daran, das Gottvertrauen und das Selbstvertrauen der Bevölkerung zu heben und sie dazu anzu-spornen, mit allen Kräften dem allgemeinen Untergang entgegen zu arbeiten. Von Jahr zu Jahr mehrte sich die Zahl der Armen: dazu kamen die Anforderungen zur Loskaufung der Kriegsgefangenen: es war ein kühner Gedanke, in einem Lande, das täglich mehr verarmte, alle Armen zu versorgen. Severin hatte diesen Plan gefaßt und es gelang ihm, ihn durchzuführen. Durch Mahnung und Bitten brachte er es dahin, daß Jedermann den Zehnten für die Armen entrichtete. Der Klerus der Provinz förderte seine Bestrebungen, das Volk aber verehrte ihn wie einen Propheten: man glaubte, schon seine Nähe gewähre Hilfe.“

Als die Bayern das Land besetzten, hielt sich die fränkische Kirche für verpflichtet, unter ihnen das Evangelium zu predigen. So hat Eustasius

von Luxeuil dort gewirkt. Auch nachdem er das Land verlassen, blieben Beziehungen zwischen Bayern und dem Kloster Columbas bestehen. Während des siebenten Jahrhunderts wurde das Christentum in Bayern die herrschende Religion. Nunmehr handelte es sich darum, die Kirche in feste Ordnung zu bringen. Dieser Aufgabe sollte sich Rupert, durch Herzog Theodo im Jahre 696 von seinem Wormser Bischofsitz ins Land gerufen, unterziehen. Zwar gründete er auf den Trümmern des alten römischen Juvavum das Bistum Salzburg, aber die ihm gestellte Aufgabe vermochte er nicht zu lösen. Auch die Pläne Theodos, eine Organisation der Kirche des Landes im Einvernehmen mit dem Papste durchzuführen, verwirklichten sich nicht. Corbinian, aus Franken nach Bayern gerufen, war der Aufgabe nicht gewachsen. So blieben mangels fester Ordnungen und eines tüchtigen Klerus die kirchlichen Verhältnisse Bayerns verworren.

Nicht besser sah es in Thüringen aus. Zwar fand das Christentum, in seiner arianischen Gestalt dem Volke nicht unbekannt, durch die Verbindung des Landes mit Franken weitere Förderung, wenn sich auch eine planmäßige Mission dort nicht nachweisen läßt. Zum rechten Bewußtsein und zu einer Betätigung des Christentums aber war man bis zum Anfang des achten Jahrhunderts nicht gekommen. „Der Klerus war verkommen und zuchtlos, in der Ausrichtung seiner Amtspflichten ohne Treue und Gewissenhaftigkeit: es gab Priester, welche taufte, ohne nach dem Symbol zu fragen, andere, welche sich nicht scheuten, christlichen und heidnischen Priesterdienst zugleich zu verrichten: sie taufte diejenigen, welche es verlangten, sie brachten aber auch dem Wotan Opfer dar. Überhaupt sah man in der Taufe eine Art Zaubermittel; auch Heiden haben sie verrichtet. Das Volk, auch wenn es am christlichen Glauben festhielt, war halb in das Heidentum zurückgefallen: man verehrte wieder die alten Götter, ohne daß man doch den Christennamen aufgegeben hätte.“

Vielfach wird ein Mann als Missionar unter den Thüringern genannt und erfreut sich noch heute großer Verehrung: Kilian von Würzburg. Auch er gehört zu den keltischen Predigern des Evangeliums, die von Irland herüber kamen. Die Geschichte seines Lebens und Wirkens ist aber in den Schleier der Sage gehüllt.



5. Der Niedergang der Kirche im Frankenreich.

Fehlte es in jenen Gebieten an einer geschickten Hand, die das, was Einzelne aufgebaut hatten, zusammenfaßte und in feste Ordnung brachte, so sollte jenseits des Rheins unter den Franken selbst eine Reformation der Kirche sich sehr bald als dringend nötig erweisen.

Das Geschlecht der Merowinger ging zu Grunde durch die Schuld seiner Sünden. Es war zu verkommen, als daß aus seiner Mitte ein Mann hervorgehen konnte, der gegenüber dem aufstrebenden Adel die Alles überragende Macht des Königtums behauptete und auch die auseinanderstrebenden, nach

Selbständigkeit verlangenden verschiedenen Stämme mit fester Hand zusammenhielt. Je unbedeutender die Merowinger wurden, um so höher überstieg die Macht der Hausmeier ihr Schattenkönigtum. Gab es unter ihnen einen flugen, tatkräftigen Mann, der seine Zeit verstand, so war es diesem nicht unmöglich, den Merowingern auch noch den Schatten einer Krone zu nehmen. Das versuchte bereits Grimoald, der Sohn Pipins von Landen, Majordomus in Austrasien. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der Versuch mißlang. Pipin von Herstal besiegte in einem Kampfe der Großen im Jahre 687 den Majordomus von Neustrien und wurde nunmehr Hausmeier des gesamten Frankenreichs unter dem Titel „Fürst und Herzog der Franken“. Weiter zu dem ersehnten Ziele führte sein Geschlecht Pipins Sohn, Karl Martell, durch eine Großtat von mehr als nationaler Bedeutung, die ihn dem Volke und dem Adel als einen kräftigen, vom Glück begünstigten Fürsten erscheinen ließ.

Signum + Illustris viri pipino majoris domus

„Signum + Illustris viro pipino majore domus.“
Abb. 5. Unterschrift Pipins als Majordomus. Von einem Diplom ums Jahr 651 im Nationalarchiv zu Paris. Eigenhändig ist nur das Kreuz, das übrige von der Hand des Schreibers.

Karl überwand im Jahre 732 bei Tours und Poitiers die Araber und befreite dadurch die germanischen Stämme von einer ungeheuren Gefahr.

Für die fränkische Kirche freilich waren schwere Zeiten gekommen. Nicht in äußerer Trübsal. Solche hat der Kirche nie geschadet. Ihr Glend wurde vielmehr ihr großer Reichtum und die auf diesen sich stützende Macht. Beides war so groß, daß die Machthaber oder die, welche die Macht erringen wollten, damit rechnen mußten. Ebensoviel, wie die Bischöfe als die Träger jener Macht freundlich gesinnt nützen, ebensoviel konnten sie auf Seiten des Feindes stehend schaden. So wurde denn bei Besetzung eines Bistums nicht nach Tüchtigkeit und christlichem Charakter, sondern nur darnach gefragt, ob der Betreffende zu den Parteigängern des Machthabers gehörte. Die Kirche verlor ihre Hirten. Tiefer und tiefer sank die Sittlichkeit im Klerus und selbst in manchen Klöstern. Das Beispiel der Großen aber mußte auf die Menge wirken. Die reichen Güter der Kirche waren vielfach den aufstrebenden Karolingern ein willkommenes Mittel, sich selbst zu bereichern oder Anhänger an sich zu fesseln. Es ist ein außerordentlich trübes Bild, das uns von dem Zustand der fränkischen Kirche um die Mitte des achten Jahrhunderts gemalt wird. Aber zur rechten Zeit sandte Gott den rechten Mann, den Reformator und Organisator zugleich: es war Bonifatius.

Dritter Abschnitt.

Bonifatius und seine Bedeutung für die deutsche Kirche.



1. Die ersten Berührungen angelsächsischer Missionare mit dem Frankenreiche.

Seit dem Jahre 449 waren die Angeln und Sachsen von der unteren Elbe und Weser nach England gezogen, hatten die Briten zurückgedrängt und sich des Landes bemächtigt. Wo das Christentum bisher geblüht hatte, wurde nunmehr wieder den Götzen geopfert. Ein fanatischer Haß trennte die beiden Völkerschaften der Briten und Angelsachsen. Eine Mission in England durch die Briten wäre undenkbar gewesen. Von Rom her sollte das Evangelium zu den Angelsachsen getragen und dadurch eine für die Folgezeit hoch bedeutsame Verbindung zwischen diesen und Rom hergestellt werden.

Gregor — der spätere Papst Gregor der Große (590—604) — sah einst, so wird uns erzählt, auf dem römischen Sklavenmarkt einige angelsächsische Knaben von schönem Antlitz und erhabenem Wuchs, deren Haut und langes Haupthaar auf edle Abkunft deutete, zum Verkauf ausgestellt. Als er erfuhr, daß sie aus Britannien und Heiden seien, beklagte er laut, daß sie mit dem leuchtenden Antlitz dem Fürsten der Finsternis preisgegeben seien, daß die Begnadigung mit solchen Gesichtszügen nicht mit der Begnadigung inneren Lichtes verknüpft sei. Auf die Nachricht, daß sie Engelländer (Angeln) genannt würden, rief er aus: und mit Recht, denn ein englisches Gesicht tragen sie und sollten der Engel Miterben in den himmlischen Reichen sein. Auf fernere Frage wurde ihm der Name ihrer Landschaft, De Ira, genannt. Gut, sagte er, de ira eruti, der Verdammnis entrißen und zu der Barmherzigkeit Christi berufen! Und als man ihm berichtete ihr König heiße Alla: Alleluja, sprach er, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenem Lande gesungen werden. Was Gregor damals gelobt, hat er als Papst ausgeführt. Er sandte im Jahre 596 den Benediktinermönch Augustinus mit vierzig Genossen nach England. So schwierig das Werk der Mission auch am Anfang erschien, es ward doch von einem ungeahnten Erfolg gekrönt, und wenn auch ein Jahrhundert verging, bis alle Stämme das Christentum angenommen hatten, so konnte doch bereits Gregor sich darüber freuen, „daß die Einwohner Britanniens, deren Sprache bisher nur heidnischen und barbarischen Zwecken gedient, nun zum Lobe Gottes das hebräische Halleluja jubelten, daß der Ozean der Heiden und seine Seeräuber, welche die Fürsten dieser Welt nicht mit dem Schwerte hatten bändigen können, nunmehr durch die Furcht Gottes mit einfachen Worten seiner demütigen Diener gezähmt worden.“

Es lag in der Geschichte der Befehrung Englands begründet, daß man dort eine Unterordnung unter Rom als selbstverständlich, ja als zum Begriff der christlichen Kirche gehörig ansah. Im Frankenreiche war man gänzlich

anderer Meinung. Zwar hatte es der Papst versucht, Einfluß auf die fränkische Kirche zu gewinnen. Als Burgund im Jahre 534 und ein großer Teil des von den Goten besetzten Südgalliens im Jahre 536 an das Frankenreich kam, wurde ihm eine Kirche einverleibt, die in innigster Verbindung mit Rom stand. Es war nun die Frage, ob diese Verbindung aufhören oder nunmehr auf die fränkische Kirche übertragen werden sollte. Der Papst hoffte das Letztere zu erreichen. Er ernannte einen fränkischen Bischof zu seinem Vikar und erteilte ihm in hochtrabenden Worten hervorragende Vollmachten und Pflichten. Der König widersprach dem nicht ausdrücklich, kümmerte sich aber in der Praxis nicht im mindesten um das, was auf dem Papiere stand. „Der Stellvertreter des Papstes sollte die Befugnis haben, Synoden zu berufen und ihnen zu präsidieren; aber regelmäßig berief sie der König und daß der päpstliche Vikar den Vorsitz führte, ist eher Ausnahme als Regel. Er sollte die Disziplinargewalt über die Bischöfe üben; aber regelmäßig pflegte der König das Gericht über Bischöfe Synoden zu übertragen, die er selbst berufen hatte. Er sollte über Irrungen im Glauben nach Rom berichten, um eine Entscheidung von dort zu erhalten; aber die fränkischen Bischöfe entschieden auch hier selbständig.“ Man hatte also das ganz richtige, natürliche Empfinden, daß des Papstes hochzuhaltende Autorität eine moralische sei, daß er aber in Sonderangelegenheiten der nationalen Kirche, mochten sie sogar den Glauben betreffen, sich nicht zu mischen habe. Das Papsttum wiederum verzichtete auf den Versuch jetzt Rechte zu erstreiten, deren Begründung es nicht erweisen konnte. Es begnügte sich damit, Forderungen als zu Recht bestehend aufzustellen, sah, wo die staatliche Macht entgegentrat, davon ab, sie durchzuführen, aber hütete sich, etwas zurückzunehmen. Auch aus dem Alter und der steten Wiederholung konnte vielleicht einmal die Berechtigung seiner stolzen Ansprüche abgeleitet werden.

Durch die angelsächsische Mission auf fränkischem Boden sollte die fränkische Kirche in nähere Beziehung zu Rom gebracht werden. Das Christentum hatte, wie wir oben hörten, unter den Friesen einen verheißungsvollen Eingang gefunden. Als aber die Friesen die fränkische Herrschaft auf einige Zeit abschüttelten, kehrten sie zum Heidentum zurück. Da versuchte die angelsächsische Kirche, dieses Volk dem Christentum wieder zu gewinnen. Der Sachse Willibrord ist nach vergeblichen Versuchen Anderer der Missionar Frieslands geworden.

Willibrords Vater, der Sachse Wilgils, war ganz von den asketischen Gedanken seiner Zeit erfüllt. Er ist später selbst in die Einsamkeit gegangen. Viele strömten zu dem Einsiedler, der an der Mündung des Humber ein kleines Oratorium gebaut hatte und selbst Wunder zu vollbringen vermochte. Des Vaters Geistesrichtung war auf den Sohn übergegangen. Willibrord im Kloster Ripon erzogen, nahm als unumstößliche Gewißheit in sich auf, daß die Kirche notwendig mit Rom verbunden sein müsse. Er hat darnach zeitlebens gehandelt. Willibrord wurde Mönch und ging nach Irland, um

Ecgberchts Schüler zu werden. Nachdem er zwölf Jahre bei diesem gelebt, übernahm er es, den Versuch Ecgberchts, die Friesen zu bekehren, von neuem zu wagen. Die Zeit war allerdings hierzu denkbar ungünstig. Die Friesen waren den Franken im Kampfe unterlegen. Das Christentum galt ihnen als etwas, das sich mithin darauf beschränken mußte, denjenigen Friesen, die sich willig der fränkischen Herrschaft untergeordnet hatten, das Evangelium zu predigen. Erschen Kirche zugleich eine Schutzwehr fränkischer Herrschaft erblickte. Willibrord suchte und erhielt hierzu den Schutz Pipins, der in einer festgeordneten friesischen Kirche zugleich eine Schutzwehr fränkischer Herrschaft erblickte. Willibrord aber handelte dem Grundsatz, dem er erzogen war, entsprechend und holte sich in Rom die ausdrückliche Erlaubnis des Papstes zu seinem Unternehmen. Willibrords Werk war von Erfolg gekrönt. Pipin war völlig damit einverstanden, daß ganz Friesland eine besondere Kirchenprovinz würde. Nach seinem eigenen Wunsch geschah es, daß Willibrord 695 sich vom Papst zum Erzbischof ordinieren ließ. Die politischen Wirren haben zwar die Christianisierung des Landes verlangsamt, aber nicht aufzuhalten vermocht. Als Willibrord im Jahre 739 starb, konnte er auf ein großes, wichtiges Werk zurückblicken. War nicht das ganze Friesenvolk bekehrt, so hatte doch das Christentum in dem fränkischen Teile eine feste Stätte und geordnete Formen gefunden. War die Verbindung der friesischen Kirche mit Rom auch nicht dauernd und vollständig, so konnte Willibrord sich doch sagen, daß er getan habe, was ihm zu tun möglich gewesen. Mit viel größerem Erfolge sollte diese Bestrebungen Wynfrith fortsetzen, der drei Jahre hindurch an Willibrords Seite in Friesland gearbeitet hatte.



2. Wynfriths Jugend und seine Arbeit in Thüringen und Hessen.

Einem edlen sächsischen Geschlecht entstammend, wurde Wynfrith zwischen 675 und 683 in der Grafschaft Wesserg geboren. Nicht durch seine Eltern, sondern durch fromme Priester und Mönche wurde die geistliche Richtung genährt und gepflegt, die sich frühzeitig in dem Knaben zeigte. In den Klöstern Adescanastre und Mhutselle wuchs er auf. Besonders das letztere, dessen Abt Wynbercht sich durch vorzügliche Geistesbildung auszeichnete, wurde für ihn von Bedeutung. Aus dem Schüler wurde bald ein Lehrer. Man erkannte das Predigtalent des jungen Mannes und weihte ihn zum Priester. Großen Einfluß auf Wynfrith gewann auch der gelehrte, wissenschaftlich vielseitige, höhere Bildung mit dem Mönchtum vereinende Aldhelm. Auch dieser Mann war überzeugt, daß die Kirche unbedingt in Gemeinschaft mit Rom stehen müsse. Bedeutende Männer hatten Wynfriths Talente erkannt. Mancher Weissagte ihm eine glänzende Laufbahn. Aber nicht in der Heimat wollte Wynfrith bleiben. „Es mag die Sehnsucht nach der Ferne, es mag der Drang nach Tätigkeit, der sicher in dem zum Organisator geborenen Mönche

lebte, mitgewirkt haben, aber wenn es so war, so verkleideten sich die Motive in die Überzeugung, daß nur, wer alles verläßt, ein vollkommener Christ sei: wie Hunderte vor und nach ihm führte ihn das mißverständene Wort in die Ferne, daß man um Christi willen die Eltern und das Vaterland verlassen müsse." Mit einigen Genossen zog Wynfrith nach Friesland. Bald erkannte er, daß hier zur Zeit sein Wirken aussichtslos war, und kehrte nach Hause zurück. Mit Freuden begrüßten ihn die Brüder im Kloster Nhutselle und beriefen ihn in das gerade frei gewordene Amt des Abtes. Wynfrith nahm die Wahl nicht an. Er wußte sich berufen zu einem Wirken nicht in der Heimat, sondern in der Ferne.

Im Spätherbst des Jahres 718 zog Wynfrith nach Rom. Vom Papste wollte er sich für sein Wirken beauftragen lassen. Im Mai 719 ermächtigte ihn Gregor II., den Heiden das Evangelium zu predigen und verpflichtete ihn zugleich, was er tun würde, im steten Einvernehmen und in Unterordnung unter Rom zu tun. Aber der Auftrag des Papstes war nicht allgemein lautend. Er wies Wynfrith ein bestimmtes Arbeitsgebiet, und zwar Thüringen an. Damit verschob sich Wynfriths Aufgabe. Er hatte den Heiden das Evangelium predigen wollen. Jetzt sollte er in einem bereits als christlich geltenden Lande arbeiten, nicht um das Christentum zu bringen, sondern um die bestehende Kirche zu reformieren, zu organisieren und Rom unterzuordnen. Wynfrith, oder nennen wir ihn mit seinem bekannteren Namen Bonifatius, der bei jenem Aufenthalt in Rom zum erstenmal genannt wird, war klug genug, daß er bald erkannte, auf den Auftrag des Papstes allein sich stützend werde er nicht viel ausrichten, ein erfolgreiches Wirken sei nur auf Grund der Autorisation durch das staatliche Oberhaupt zu erhoffen. So machte er sich auf den Weg an den fränkischen Hof, um Karl Martells Zustimmung zu seinem Wirken zu erlangen. Auf dem Wege dahin erfuhr er, daß der franken- und christentumsfeindliche Friesenfürst Radbod gestorben sei. Jetzt meinte er, sei dem Evangelium unter den Friesen eine weite Thür aufgetan. So zog er den Rhein hinab zu Willibrord und arbeitete drei Jahre an dessen Seite. Für immer dort zu bleiben und Willibrords Nachfolger zu werden lehnte er ab. Er fühlte sich gebunden durch den Auftrag des Papstes.

So kehrte Bonifatius nach Deutschland zurück und begab sich nach Hessen. Der rasche Erfolg seiner Tätigkeit ließ ihn bald an die Organisation der hessischen Kirche denken. Er beabsichtigte diese und die thüringische Kirche unter einem Bistum zu vereinen. Hierzu bedurfte er der Zustimmung Roms und Karl Martells. Der Papst, der Bonifatius' Tätigkeit zu schätzen wußte, forderte ihn auf nach Rom zu kommen, um hier die bischöfliche Ordination zu empfangen. Unterwegs hat vermutlich eine Besprechung zwischen Bonifatius und Karl Martell stattgefunden, der, ohne etwas von der geplanten bischöflichen Ordination zu erfahren, sich mit Bonifatius' Organisationsplänen einverstanden erklärte. Im November 722 wurde Bonifatius zum Bischof geweiht und auch bei dieser Gelegenheit verpflichtet, der römischen, auf die Herrschaft

über die gesamte Kirche gerichteten Politik zu dienen. Mit der Ordination Bonifatius' hatte der Papst tatsächlich in die im fränkischen Reiche geltende Gepflogenheit eingegriffen. Von den Ansprüchen im Wort war er zum Anspruch in der Tat übergegangen. Ohne das Oberhaupt des Staates zu fragen, hatte er für fränkisches Gebiet einen Bischof ernannt und ordiniert. Ohne weitere Erörterung das, was er getan, als sein Recht voraussetzend schrieb er an Karl Martell, für Bonifatius Schutz und Unterstützung erbittend. Die gleichen Ansprüche setzte der Papst als zu Recht bestehend in einem Schreiben an einige Thüringer Christen voraus. „Wir haben Bonifatius, unseren teuren Bruder,“ so heißt es darin, „zum Bischof geweiht, ihn über die apostolischen Einrichtungen unterwiesen und zur Förderung eures Glaubens euch zum Prediger bestimmt. Wir wollen und mahnen, daß ihr in allen Stücken ihm gehorsam und mit ihm eines Sinnes seid zur Vollendung eures Heiles.“ Karl Martell hat die Ansprüche des Papstes völlig unerörtert gelassen. Er erkannte Bonifatius als Bischof an und stellte ihm einen Schutzbrief aus, aber ohne irgendwie des Papstes Erwähnung zu tun und nicht weil der Papst, sondern weil Bonifatius darum gebeten hatte. Karl mußte also geschickt das Dazwischentreten des Papstes und seiner Ansprüche zu ignorieren, ohne sich für oder wider zu erklären.

Aus Bonifatius' weiterer Tätigkeit unter den Hessen ist die Fällung der heiligen Eiche zu Geismar bekannt. Sie kennzeichnet deutlich seine Missionsmethode: er glaubt die Heiden leichter dem Christentum zugänglich zu machen, wenn er sie zuerst von der Machtlosigkeit ihrer Götter überzeugt hat. Hier war Bonifatius gegen den Fanatismus der Heiden durch Karls Schutzbrief gesichert. Wir hören am Ende seines Lebens, daß eine derartige Tat auch anders verlaufen konnte. In Hessen geriet Bonifatius auch in Collision mit dem fränkischen Bischof Gerold von Mainz — es zeigten sich zum erstenmal die Folgen der ungerechtfertigten päpstlichen Ansprüche. Hier mußte der Papst selbst seine Unfähigkeit erkennen, den Streit zu schlichten. Aber er verstand es, auch diese Angelegenheit für seine Absichten auszubenten, indem er über Karl Martell sich stellend diesem riet, den Mainzer Bischof in seine Schranken zu verweisen. Karl scheint im Sinne des Papstes den Streit geschlichtet zu haben.

Im Jahre 724 konnte Bonifatius Hessen verlassen und sich nach Thüringen begeben. Hier fand er unter den christlichen Priestern, die eine Beugung unter Rom und die Einheit römischer Formen nicht für nötig hielten, Widerstand, trug aber den Sieg davon. Eine Menge Fragen galt es nunmehr zu lösen. Nach seiner Verpflichtung durfte Bonifatius nichts ohne Einvernehmen und Unterordnung unter den Papst tun. Er verfuhr nach seiner Pflicht. Nach römischen Vorschriften wurde alles geregelt. Bonifatius' Wirken war auch in Thüringen gesegnet. Zu Ohrdruff gründete er das erste thüringische Kloster. Bald konnte er die kirchlichen Verhältnisse Thüringens in sachgemäßer Weise regeln. „Beinahe ein Jahrzehnt hat Bonifatius als

Bischof in Hessen und Thüringen gearbeitet. Die Zeit reichte hin, um diese Gebiete für immer für das Christentum zu gewinnen: die Kirche im mittleren Deutschland ist sein Werk."



5. Bonifatius' Wirksamkeit in der bayrischen und fränkischen Kirche.

Auch der Nachfolger Gregors II., Gregor III., verfolgte die kirchlichen Vorgänge in Deutschland mit größter Aufmerksamkeit. Er ernannte Bonifatius im Jahre 732 zum Erzbischof. Als solcher konnte dieser sich nicht nur selbstständig Gehilfen in seiner Arbeit suchen und berufen, sondern auch Bischöfe in ihr Amt einsetzen. Eine Reihe von Mitarbeitern, Männer und Frauen, erhielt Bonifatius aus den befreundeten, gleichgesinnten Kreisen Englands. Der bekannteste unter ihnen ist Lul, der einst in Rhutscelle Bonifatius zu Füßen gesessen hatte. Es war Lul in seiner Jugend ähnlich wie Luther erkrankt. Ihn drückte das Bewußtsein von Sünde und Schuld. Längere Krankheit lenkte noch mehr den Blick in das Innere. In Rom am Grabe des Petrus suchte Lul Vergebung seiner Sünde. Dort scheint er der Gnade Gottes gewiß geworden zu sein. Vielleicht unmittelbar von Rom aus ist Lul zu Bonifatius gegangen, der ihn als seinen zukünftigen Mitarbeiter freundlich aufnahm und ihm dann sein Arbeitsfeld anwies. Auch eine Anzahl frommer Frauen, unter denen besonders Lioba Erwähnung verdient, kam aus England herüber. Nun erklang aller Orten die Predigt des Evangeliums. Klöster wurden gegründet, in denen die in England heimische Bildung ihre Pflege fand. Das erste war Frixlar in Hessen. Im Maingebiet erstanden drei Frauenklöster: Tauberbischofsheim, Rixingen und Ochsenfurt. So zeigte in der Tat das Christentum in Hessen und Thüringen eine herrliche Blüte. Zur Bildung von Bistümern kam es erst im Jahre 741. Als deren Sizze wurden Buraburg (zwischen Frixlar und Amöneburg), Würzburg und Erfurt bestimmt. Besonders Würzburg wurde reich ausgestattet. Fünfundzwanzig Kirchen wurden diesem Bistum übertragen, großer Grundbesitz und viele Jahreseinkünfte ihm überwiesen. Wie ganz anders sah es zur gleichen Zeit noch in anderen Teilen des Frankenreiches aus: „Während dort die Stifter von Äbten, die nicht lesen noch schreiben konnten, verwüstet wurden, mehrten sich hier die Klöster, die zwar arm waren, aber Sizze der Studien und Bildung; während dort die Bischöfe in den weltlichen Angelegenheiten aufgingen, stand hier ein Mann an der Spitze, der mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit seine geistlichen Pflichten erfüllte."

In Hessen und Thüringen waren die Verhältnisse der Kirche so geordnet, daß Bonifatius' stete Gegenwart nicht mehr unbedingt nötig war. Bonifatius' Blick lenkte sich wieder auf Bayern. Aber hier zu wirken, war jetzt aussichtslos, da Herzog Huchbert dem Christentum gegenüber eine unfreundliche Stellung einnahm, ohne Anlehnung an die staatliche Gewalt aber erfahrungsgemäß nichts zu erreichen war. Da erwachte der alte Eifer für die Heidenmission wieder in dem rastlos tätigen Mann. Er wollte diesem Drange aber nicht folgen ohne die ausdrückliche Zustimmung des Papstes und begab sich

deshalb nochmals nach Rom. Gregor war anderer Meinung als Bonifatius und wollte es sich nicht entgehen lassen, diese außerordentliche Kraft auch weiterhin für die Geltendmachung der römischen Universalansprüche auf deutschem Boden zu verwerten. Bonifatius sollte nunmehr auch die bayrische Kirche organisieren und dem Stuhle Petri unterordnen. Des Papstes Gebot war für ihn entscheidend. In Rom selbst suchte er sich Mitarbeiter aus. Wir kennen vor Allen unter ihnen Wunnibald und dessen später gleichfalls in die Arbeit des Bonifatius eintretenden, um ein Jahr älteren Bruder Willibald, Söhne eines vornehmen Angelsachsen. Drei Jahre alt war Willibald in eine schwere Krankheit gefallen. Da trugen ihn die Eltern unter das Hochkreuz, das im Freien errichtet, die Gebetsstätte ihres Gutes bezeichnete. Würde der Knabe genesen, so sollte er dem Herrn geweiht sein. Willibald genas. Als er fünf Jahre alt war, brachten ihn die Eltern in das Kloster Waldheim. Im Kloster wuchs der Knabe unter denselben Einflüssen wie einst Bonifatius heran. Auch ihm erschien es als eine höhere Vollkommenheit, wenn er nicht gemächlich im Kloster sitze, sondern hinausgehe in die Welt zu mühseliger Pilgerfahrt. Nicht nur der Bruder Wunnibald, selbst der Vater, des Sohnes Zureden nachgebend und Weib und Kind verlassend, und eine Anzahl anderer Leute schlossen sich ihm an. Im Jahre 720 machte man sich auf nach Italien. In Lucca erlag der Vater den Beschwerden der Wanderung. Die übrigen zogen weiter nach Rom. Während Wunnibald sich von dieser ihm heiligen Stadt nicht trennen konnte und in ein römisches Kloster eintrat, trieb es Willibald weiter nach dem heiligen Lande. Zu ernster Arbeit wurde Wunnibald durch Bonifatius aus seinem Kloster gerufen. Die geistliche Versorgung von sieben Kirchen Thüringens wurde ihm übertragen.

Als Bonifatius aus Rom wieder nach dem Norden zog, hatten sich die Verhältnisse in Bayern gänzlich geändert. Der christentumsfeindliche Herzog Huchbert war gestorben. An seiner Stelle hatte Karl Martell Odilo eingesetzt. Dieser rief jetzt Bonifatius ins Land, damit er die kirchlichen Angelegenheiten ordne. So wurden denn nun die Bezirke der Diözesen abgegrenzt, Bischöfe gewählt und der Klerus visitiert. Zu Bischofssitzen bestimmte man Passau, Regensburg, Salzburg und Freising.

Karl Martell hat seine Stellung den kirchlichen Herrschaftsgelüsten Roms gegenüber niemals geändert. Seine Diplomatie war der päpstlichen gewachsen. Darum verzeichnete die Macht Roms keine Fortschritte in Franken, aber auch ein feindlicher Zusammenstoß wurde vermieden. Karl bewahrte auch strenge Neutralität, als Gregor III. durch eine mit reichen Geschenken ausgestattete Gesandtschaft versuchte, ihn zur Hilfe gegen den Longobarden Liutprand zu bewegen und ihm die Rolle eines Schutzherrn der Kirche Roms und des Papstes aufzudringen. Karl erwiderte die Geschenke, aber hütete sich durch Parteinahme für den Papst sich einen ihm wertvollen Bundesgenossen zum Feinde zu machen. Der Gedanke Gregors, eine Verbindung der Franken und des Papsttums herbeizuführen, verwirklichte sich nicht, jetzt noch nicht.

Beide Männer, Gregor und Karl, starben im Spätherbst 741. Wenn ein Papst starb und ein Anderer an seine Stelle trat, so änderte sich damit die Politik des Papsttums nicht. Das ist für die Machtentwicklung Roms von ungeheurer Bedeutung gewesen. Anders in weltlichen Reichen! Die Söhne und Nachfolger Karl Martells nahmen der Kirche gegenüber eine andere Stellung ein. Damit wurde auch die Stellung zu Rom eine andere. Ganz allmählich öffneten sich die Pforten des Frankenreichs und der fränkischen Kirche dem Einfluß des Papsttums.

Wie Karl Martell es selbst bestimmt, teilten sich seine Söhne in die Regierung des Frankenreiches. Karlmann, der Ältere, herrschte nunmehr in Aufrasien, Schwaben und Thüringen, Pipin in Neustrien und Burgund. Karlmann, wie sein Bruder in einem Kloster erzogen, war von lebhaftem Interesse für die kirchlichen Angelegenheiten beseelt. Sofort ging er ans Werk, die Kirche seines Landes durch Bonifatius reformieren zu lassen. Im Jahre 742 berief er eine Synode, zu der die Großen und die Bischöfe des Reiches eingeladen wurden. Von den letzteren erschienen diejenigen nicht, welche dem Gedanken einer kirchlichen Reformation ablehnend gegenüberstanden. Um so leichter war es Beschlüsse zu fassen, da auf der Synode selbst kein Widerspruch sich erhob. Mit der Reform des Episkopats sollte die Reform der Kirche beginnen. Unter dem Klerus und den Mönchen sollte strenge Zucht gehalten werden. Auch dem Heere sollte in Zukunft die geistliche Versorgung nicht fehlen. Die Reste des Heidentums in den Gemeinden sollten streng bekämpft werden. Bei allen Beschlüssen aber war Karlmann darauf bedacht, seine landesherrliche Autorität zu bewahren und jede Form zu vermeiden, aus der Rom die Anerkennung irgend eines Anspruches hätte ableiten können. Karlmann erklärte, daß er Bonifatius zum Erzbischof eingesetzt habe. Auch die vorher bestellten Bischöfe sollten als von ihm eingesetzt gelten. Die Synodalbeschlüsse wurden als seine Verordnungen bekannt gegeben. Es war also durchaus eine fränkische Nationalsynode, die abgehalten worden war, und auch dieser gegenüber hatte Karlmann die Oberhoheit der staatlichen Gewalt mit allem Nachdruck fest gehalten. „Daß Bonifatius sich unter diesen Verhältnissen der Teilnahme nicht entzog, ist das beredteste Zeugnis dafür, daß er nicht nur Erweiterung der römischen Macht, sondern vor allem die hochnötige Reform der kirchlichen Dinge erstrebte. Er dachte über den Umfang der päpstlichen Rechte anders als Karlmann: aber das hinderte ihn nicht, mit diesem vereint an der Besserung der kirchlichen Lage zu arbeiten. Dadurch diente er der fränkischen Kirche; indirekt kam es auch den Interessen Roms zu gute; denn daß der römische Einfluß dadurch stieg, daß Karlmann ihn als aufrasischen Erzbischof anerkannte, war unausweichlich. Darin lag die Vorbereitung für neue rechtliche Gestaltungen, zunächst war es aber nichts anderes als eine Vermehrung des moralischen Ansehens, das Rom bisher auch genossen hatte.“ So leicht aber jene Beschlüsse gefaßt worden waren, so schwer war es, sie durchzuführen. Nicht nur am Hofe, sondern auch bei den auf Karl

Martells Standpunkt beharrenden Bischöfen von Mainz und Trier, sowie bei allen, die den „Fremden an der Spitze der deutschen Kirche“ haßten, fand Bonifatius Widerstand. „Ihr sollt wissen,“ so schrieb er, „daß unser Pilgerwandel durch mancherlei Stürme beunruhigt wird. Überall Mühe, überall Kummer. Draußen Kampf und im Innern Angst. Das Schwerste von Allem aber ist doch, daß die Hinterlist falscher Brüder die Schlechtigkeit der ungläubigen Heiden weit übertrifft.“ Und wie bitter beklagt er sich, daß der ihm persönlich abgeneigte Klerus nicht einmal zur Überwindung des Heidentums ihm die Hand reicht: „Unsere Mühen und unsere Kämpfe mit den Heiden und mit der wüsten Volksmasse berühren sie nicht; dagegen wenn ein christlicher Priester oder Diakon, Kleriker oder Mönch vom Glauben und von der Wahrheit abfällt, dann heben sie gemeinsam mit den Heiden an, die Söhne der Kirche zu schmähen. Das ist ein schreckliches Hindernis für das Evangelium von der Herrlichkeit Christi.“

Trotzdem schritt die Reform der fränkischen Kirche vorwärts. Eine ganze Reihe austrasischer Bistümer wurden neu besetzt. Allerdings mußten einige mit einer Klosterabtei verbunden werden, da das Besitztum der Kirche durch Karl Martell geschwächt worden war und in seinem vollen Umfange ohne erhebliche Verwirrungen durch Karlmann nicht wiederhergestellt werden konnte. Eine zweite Synode im Jahre 743 setzte die Reformarbeit fort.

Inzwischen bot sich dem Papste Zacharias Gelegenheit zu einem Versuch, unmittelbaren Einfluß in Bayern zu gewinnen. Odilo geriet in Feindschaft mit Karlmann und Pipin. Er duldete es gern, daß der Papst in die kirchlichen Verhältnisse des Landes unmittelbar eingriff. Dadurch wurde das Band zwischen der Kirche Bayerns und Bonifatius, damit auch ein Band zwischen Bayern und dem Frankenreiche gelockert. Es kam zum offenen Kampfe. Da versuchte der Papst zum erstenmal in der Weltgeschichte sich zum Schiedsrichter über weltliche Angelegenheiten zu erheben. Er nahm in plumper Weise Partei für Odilo und gebot den Franken, die Waffen niederzulegen und Bayern zu verlassen. Pipin kümmerte sich nicht darum. Nach errungenem Siege behandelte er des Papstes Sendling als einen Betrüger und gab damit Zacharias Gelegenheit, sich — allerdings in wenig rühmlicher Weise — aus der für ihn sehr unangenehmen Situation zu ziehen. In dem nunmehr an Franken fallenden Teile Bayerns, das in der letzten Zeit fast volle Selbständigkeit sich bewahrt hatte, wurde das Bistum Eichstätt gegründet. Dort hatte der oben erwähnte Willibald im Jahre 740 im Einvernehmen mit Bonifatius ein Kloster errichtet. Jetzt wurde ihm das Bistum übertragen. Willibald rief seine Geschwister Wunibald und Walpurgis in seine Diözese. Diese gründeten das einflußreich gewordene Doppelkloster Heidenheim und übernahmen dessen Leitung. Aber auch in dem Odilo verbliebenen Teile Bayerns wurde hinfort der von Franken aus betriebenen Reform und Organisation der Kirche kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Auch in Neustrien wurden die kirchlichen Verhältnisse geordnet. Pipin hat gleichfalls sich der Hilfe und des Rates Bonifatius' bedient, wenn auch,

ohne ihm ein Amt in der Kirche seines Reiches zu übertragen. Pipin ernannte im Jahre 743 Erzbischöfe für Reims, Sens und Rouen. Das Jahr darauf berief er eine Synode nach Soissons. Nicht weniger als 23 Bischöfe waren auf derselben anwesend. Hier wurden ähnliche Beschlüsse wie in Austrasien gefaßt und in derselben Weise wie dort die landesherrliche Oberhoheit über die Kirche hervorgehoben.

Trotzdem räumte man in Franken ohne Weiteres dem Papste die höchste Autorität in Sachen des Glaubens und der kirchlichen Sitte ein. Karlmann und Pipin suchten bei Zacharias Auskunft über die Frage der unerlaubten Ehen. Noch weit mehr zeigte sich das in dem Kampfe, den Bonifatius gegen zwei seiner Gegner, Adalbert und Clemens, beide im Besitze der bischöflichen Ordination, zu führen hatte. Der erstere, eine eigentümliche, an die „Propheten“ der Reformationszeit erinnernde Erscheinung, übte durch seine Predigten, die allerdings nicht der kirchlichen Lehre entsprachen und auch nicht in die kirchliche Ordnung wiesen, in Neustrien einen großen Einfluß auf das Volk aus, das ihn als seinen „heiligen Apostel, Patron und Fürbitter, als einen Mann, der Zeichen und Wunder verrichte“, verehrte. Clemens, ein katholischer Priester, der in Austrasien tätig war, trat, selbst in der Ehe lebend, mit aller Entschiedenheit für die Priesterehe ein, eiferte gegen die Autorität der Kirchenväter Augustin und Hieronymus und wich, immer auf die Bibel sich berufend, auch in anderen Punkten von der Kirche und ihrer in Rom anerkannten Lehre ab. Bonifatius rief gegen beide die weltliche Macht zu Hilfe. Sie wurde ihm gewährt. Beide Gegner büßten ihr Vergehen in Klosterhaft. Bald jedoch aus derselben befreit standen sie als Märtyrer da und hatten noch mehr Anhang als zuvor. Nunmehr sollte über sie, wie über einen anderen Gegner Bonifatius', den Bischof Gewilip von Mainz, der an einem Sachsen Blutrache geübt hatte, auf einer gemeinschaftlichen Synode Austrasiens und Neustriens im Jahre 745 verhandelt werden. Über alle drei sprach sie das Urteil. Man nahm ihnen ihre bischöfliche Würde und übergab sie der Haft des Klosters. Zugleich gründete man für Austrasien ein Erzbistum, als dessen Sitz Köln und als dessen Inhaber Bonifatius, der Erzbischof ohne festen erzbischöflichen Sitz, in Aussicht genommen wurde. Auf Wunsch Karlmanns und Pipins erklärte Papst Zacharias seine Zustimmung zu der Gründung des Erzbistums.

Lag bereits darin eine Anerkennung der Macht Roms, so läßt sich daraus, daß Gewilip gegen Bonifatius und Bonifatius gegen Adalbert und Clemens, die aus der Klosterhaft entwichen waren, an den Papst appellierten, erkennen, daß der Gedanke, der Papst sei der oberste Schiedsrichter, fast völlige Geltung gewonnen hatte.

Einen tiefen Schmerz bereitete es Bonifatius, daß des Papstes Ansehen ihm trotzdem nicht zur Erfüllung seines Lieblingswunsches verhelfen konnte. Der erzbischöfliche Stuhl von Köln, der ihm wegen der Mission unter den Friesen besonders wertvoll war und auf den er nach den Beschlüssen jener

gemeinsamen Synode sicher rechnen zu können meinte, wurde mit einer anderen Person besetzt. Er mußte als „Erzbischof“ sich mit dem „Bisum“ Mainz begnügen. Erst im Jahre 780 ist Mainz zum Erzbistum erhoben worden.

Wohl war in keinem Falle in rechtlicher Form des Papstes Macht und Entscheidung als bindend für die fränkische Kirche anerkannt worden. Aber trotzdem war Roms Ansehen stetig gewachsen und galt mehr und mehr, ob auch der rechtlichen Grundlage entbehrend, als selbstverständlich. Das zeigte sich deutlich auf der letzten Synode, die Bonifatius geleitet hat, im Frühjahr 747. Dieselbe erklärte, „daß die Versammelten den katholischen Glauben, die Einheit mit der römischen Kirche und die Unterwerfung unter sie bis zu ihrem Lebensende bewahren wollten; dem heiligen Petrus und seinen Stellvertretern wollten sie untergeben sein, in allen Stücken sei ihr Begehren, die Gebote des Apostelfürsten treulich zu erfüllen, damit sie zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt würden.“ Mit Recht durfte der Papst über diese einstimmig gefaßte Erklärung erfreut sein. Er gab dem Ausdruck in einem Briefe an Bonifatius: „Wir haben die Urkunde des wahren und orthodoxen Bekenntnisses und der katholischen Einheit, welche Deine ehrwürdige Brüderlichkeit mit den von uns heiß geliebten fränkischen Bischöfen an uns gesandt hat, empfangen. Und da wir sie öffneten, wurden wir mit übergroßer Freude erfüllt und wir sagen Gott dem allmächtigen Vater unaussprechlichen Dank; denn es hat ihm gefallen, sie alle einmütig zu unserer Gemeinschaft zurückzurufen, damit ihre geistliche Mutter, die heilige Kirche, Freude habe.“



4. Bonifatius' Lebensende.

Fern von den großen kirchlichen Angelegenheiten, sich zurückziehend auf die Arbeit in seiner Diocese, das Werk seines Mannesalters überschauend und prüfend hat Bonifatius die letzten Jahre seines Lebens vollbracht.

In diesen Jahren galt sein besonderes, liebevolles Interesse seinem Kloster Fulda. Als Bonifatius kurze Zeit während der Herrschaft Hucherts in Bayern zu wirken versuchte, wurde ihm der Sohn eines bayrischen Adelligen Namens Sturm, zugeführt. Bonifatius übergab ihn zu seiner weiteren Ausbildung dem Kloster Frixlar in Hessen. Die Lehrer und insbesondere Bonifatius selbst, dem in Sturm sein Lieblingschüler heranwuchs, hatten ihre Freude an dem Jüngling. „Wie es in der Schrift heißt, gedachte er Tag und Nacht des Gesetzes des Herrn; tiefsinnig im Verständnis, scharf im Denken, vorsichtig im Reden, schön von Ansehen, gesetzten Ganges, guten Anstands, ausgezeichnet durch reinen Wandel, Liebe, Demut, Sanftmut, Lebhaftigkeit nahm er alle Herzen gefangen.“ Sturm wurde zum Priester geweiht; mit großem Erfolg predigte er in der Umgebung des Klosters. Bonifatius glaubte, Sturm werde einst, wie er selbst es getan, hinausziehen, die Beschwerden der Heidenpredigt auf sich zu nehmen. Aber als dieser drei Jahre hindurch gepredigt hatte, erwachte in ihm das sehnliche Verlangen, sich in

die Einsamkeit zurückzuziehen. Nachdem er lange eine passende Stelle zu einer stillen Klause gesucht, glaubte er den rechten Ort in Eichloh gefunden zu haben. Karlmann schenkte Grund und Boden und im Mai 744 begann Bonifatius dort eine Kirche zu bauen. Es entstand das Kloster Fulda. „Diesen Ort,“ so schrieb er später, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur wenige Tage, meinen müden Leib pflegen und nach meinem Tode ruhen.“ In Italien studierte Sturm die Einrichtungen der Klöster. Als er zurückkam, stand ihm die Absicht fest, aus Fulda eine Musterstiftung für ganz Deutschland, eine Stätte asketischer Frömmigkeit nach dem Vorbilde der Benediktinerklöster Italiens zu machen. „Bonifatius weilte jedes Jahr einige Zeit in Fulda. Auch seinen Lieblingswunsch erfüllte ihm der Papst, dieses Kloster unmittelbar dem päpstlichen Stuhle zu unterstellen, und Pipin erkannte diese Sonderstellung an, obgleich eine solche bisher wohl für italienische und englische Klöster gewährt worden, im Frankenreich aber noch neu war und auch vereinzelt blieb.“

Im Jahre 752 legte Bonifatius sein Mainzer Bischofsamt nieder. Mit Erlaubnis des Papstes weihte er Lul zum Chorbischof und bat Pipin, diesem jenes Bistum zu übertragen. Auch dieser Wunsch ist Bonifatius erfüllt worden. Lul wurde Bischof von Mainz.

Mancher hervorragende Mann griff, in der Arbeit sein Lebenselement erblickend, als Greis zurück auf das, womit der Jüngling sich beschäftigte. Todesahnungen in der Seele nahm Bonifatius — auch dieses mit ausdrücklicher Genehmigung Pipins — noch einmal die Missionsarbeit unter den Friesen auf. Die Mission in jenem Volke war ins Stocken geraten. Im Frühjahr 754 begann der greise „Apostel“ am Zuidersee sein Werk. Nachdem er den kommenden Winter in Deutschland verbracht, kehrte er im Frühjahr zu den Friesen zurück. Am 5. Juni — an diesem Tage wollte er Neubekehrte firmeln — wurde er am Flüßchen Borne von den Heiden überfallen. Er verbot seinen Genossen, gegen Gewalt Gewalt zu brauchen. Mit hoch erhobenem Evangelienbuch in der Hand fiel er unter den Händen seiner rohen Gegner. So fand der Greis als Märtyrer dort den Tod, wo der Jüngling seine Arbeit im Dienste des Heilands begonnen. Später wurde der Leichnam, wie Bonifatius es gewünscht, nach Fulda gebracht.

Mag man die durch Bonifatius mit herbeigeführte Ausdehnung der päpstlichen Macht über die deutsche Kirche „als Verdienst oder als Schuld“ ansehen, dieser durchaus edle, völlig selbstlose Mann verdient auf alle Zeiten den Dank der deutschen Kirche, denn er legte den Grund zur Einheit der mittelalterlichen Kirche. Diese Einheit aber war der Boden für die gesamte weitere Entwicklung der deutschen Kirche und der deutschen Kultur.

